

II. Praxisberichte

Über das Suchen und Finden demokratischer und undemokratischer Momente im Alltag

Sarah Dröge

Ausgangspunkt

In meinem Projekt habe ich mich von der These leiten lassen, vorhandene, potenzielle und fehlende demokratische Aspekte in sämtlichen Lebensbereichen aufspüren zu können. Ob auf öffentlichen Plätzen, in Wohngemeinschaften, beim Feiern in einem Club, im Kiosk, am Küchentisch einer Familie oder hinter den Schreibtischen eines Unternehmens – überall witterte ich Bezüge zu meinem Verständnis von Demokratie. Dieses beruht im Kern auf der radikaldemokratiethoretischen Prämisse, die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem aufzubrechen (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 52f). Demzufolge gibt es „keine feste Abgrenzung eines Raumes, der politisch gestaltbar ist, und eines anderen Raumes, der davon auszunehmen ist“ (Flügel-Martinsen 2020: 53). Im Wesentlichen geht es mir um die raumübergreifende Gestaltbarkeit des Zusammenlebens. All die genannten Orte, Aktivitäten und Beziehungen sind für Personen, die sich dort aufhalten, von subjektiver Bedeutung. Sie können politisch werden und Demokratie als Lebensform auch im Alltäglichen erfahrbar machen. Denn meines Erachtens beginnt eine demokratische Lebensweise bereits im zwischenmenschlichen Miteinander: Hier können allerorts und prozesshaft Möglichkeiten zur Mitgestaltung, Abstimmung und Rücksichtnahme sowie emanzipatorische Kämpfe auftreten oder ausbleiben. Mittels der Exploration der Orte, die ich stellvertretend mit bestimmten Lebensbereichen assoziiere, sollten im Rahmen des Projekts Einblicke durch meine radikaldemokratische Brille entstehen. Das Projekt zielte darauf ab, demokratische Potenziale und Limitationen im Alltag sichtbar zu machen. Zuerst galt mein Fokus primär der räumlichen Erkundung unter demokratischen Gesichtspunkten. Da die jeweiligen Orte jedoch besonders von sozialen Interaktionen geprägt sind, wollte ich erweiternd die dort anwesenden Personen miteinbeziehen. Über meine Beobachtungen hinaus beabsichtigte ich, mit ihnen über unsere Wahrnehmung der Räume ins Gespräch zu kommen. Auf diese Weise sollte den Orten eine Stimme verliehen und den

dazugehörigen Personen die Gelegenheit angeboten werden, ihre Eindrücke in den gemeinsamen Austausch einbringen zu können.

Meine Neugier galt also der Erkundung von Lebensräumen, die im Zusammenspiel der jeweils anwesenden Personen entstehen. Während ich mich selbst gerne an einigen der oben angeführten Orte aufhalte und eine mögliche Erkundung deshalb einleuchtend gewesen wäre, nahm ich mir stattdessen vor, jene Räume und Dynamiken aufzuspüren, die meinem Alltag zum gegenwärtigen Zeitpunkt als Studentin eher fernliegen. Von diesem Vorgehen erhoffte ich mir, neutraler an die Situationen herantreten zu können und neue Blickwinkel zu erlangen. Dementsprechend fiel bei der Konzeption des Projekts die Wahl der Orte auf die Küche einer Familie und Büroräume eines Unternehmens, samt der Personen, die sich dort aufhalten. Ich erwartete, dass an jenen Plätzen etwaige Zwischenräume entstehen, um gegenseitig unsere Sinne für demokratische Interaktionen zu schärfen. Voraussetzung hierfür war eine mein Vorgehen prägende experimentelle Offenheit, in der auch die Möglichkeit des Scheiterns angelegt sein sollte. Damit wollte ich möglichst unvoreingenommene und intersubjektive Begegnungen kreieren. Gemäß der beabsichtigten experimentellen Offenheit hoffte ich auf erweiternde Perspektiven, die sich situativ aus den erlangten Eindrücken vor Ort und in den Gesprächen mit den Personen ergeben sollten. So galt es, über die Personen selbst einen Zugang zu den Orten herzustellen und Einblicke in ihre alltäglichen Praktiken zu erhalten. Zusätzlich war über den Austausch eine beidseitige Bewusstmachung der potenziellen Gestaltbarkeit alltäglicher Räume angedacht. Einerseits wollte ich herausfinden, inwiefern die Orte diese bereits ermöglichen, und andererseits durch das Setzen von Impulsen die grundsätzliche, radikaldemokratische Möglichkeit zur Gestaltung in die Gespräche einfließen lassen. Eine Annäherung an diese Absicht war etwa mit Dialogen zu unseren Demokratieverständnissen vorgesehen.

Als eine weitere Voraussetzung galt für mich die Bereitschaft, einen Umgang mit der Pluralität von Meinungen, Perspektiven, Hintergründen, politischen Einstellungen, strukturellen Bedingungen und den damit verbundenen Spannungen zu finden. Mich bewegten Fragen wie: Auf welche demokratischen und nicht-demokratischen Aspekte werde ich stoßen? Wie lassen sich diese erfahren, nachvollziehbar abbilden und theoretisch verorten? Inwiefern sind mein Hintergrund und die Hintergründe der weiteren beteiligten Personen, die von wechselseitigen Spannungsverhältnissen geprägt sein können, von Relevanz? Welche Auswirkungen haben mögliche Spannungen auf die zu erkundenden Räume und den gesamten Prozess?

Meine eigene Rolle verstand ich als die einer Gästin und impulsgebenden Praktikerin, die sich an den aufgesuchten Orten und in den Lebensbereichen der befragten Personen bewegt. Deshalb richtete sich mein Vorhaben entlang der Verfügbarkeit und der Möglichkeiten der Personen an den gewählten Orten aus. Im Vorhinein war es demnach ungewiss, auf welche etwaigen Probleme oder Handlungserfordernisse ich stoßen könnte. Denn das Projektziel sah weniger konkrete Interventionen vor, vielmehr hoffte ich darauf, explorierend auf situative Eindrücke und dadurch auch auf neue Sichtweisen zu treffen. Letztlich stellte mich diese postulierte Offenheit vor überraschende Herausforderungen und führte zu einem gänzlich anderen Projektverlauf als erwartet. Anstelle der genannten Orte erkundete ich schließlich zufällig einen Garten, der sich als Spielwiese der Demokratie erweisen sollte.

Vorgehensweise

Nachfolgend gliedern sich meine Schilderungen in die Phasen der ursprünglichen Planung, die Erfahrung des vermeintlichen Scheiterns sowie der zufälligen und letztendlich zum Erfolg führenden Exploration eines Gartens.

Durch das Aufsuchen von mindestens zwei bestimmten Orten und der Durchführung teilnehmender Beobachtungen, die Interaktionen mit den anwesenden Personen einschlossen, sollten wie bereits dargelegt Einblicke in verschiedene Lebensbereiche entstehen. Neben der Dokumentation der dortigen Beobachtungen waren ergänzend Gespräche mit den jeweiligen Personen vorgesehen. Von diesen erhoffte ich mir, meine Beobachtungen zu komplementieren und bestenfalls miteinander über Demokratie sprechen zu können. Ebenso sah ich vor, die Gespräche zu dokumentieren und in einem weiteren Schritt die Ergebnisse entlang radikaldemokratischer Theorien und Begriffe einzuordnen und gleichzeitig infrage zu stellen. Nicht zuletzt sollte mein eigenes Verständnis von Demokratie durch dieses Vorgehen geschärft, erweitert und auf den Kopf gestellt werden. Vorab hoffte ich gar darauf, an Grenzen zu stoßen, die mich auf die Schranken meines Denkens aufmerksam machen würden.

Da es mir ein Anliegen war, heterogene Lebensformen aufzugreifen, fiel wie bereits skizziert die Wahl der Orte auf die Küche einer Familie, mit der ich befreundet bin, sowie auf die Büroräume des Geschäftsführers und der weiteren Mitarbeitenden eines Unternehmens im Bereich der Software-

entwicklung. Zu Beginn der Projektlaufzeit fragte ich die entsprechenden Personen an und machte ihnen gegenüber meine Intention transparent. Sowohl bei der Mutter der Familie als auch bei dem Geschäftsführer stieß ich zunächst auf großes Interesse; beide sicherten mir die Bereitschaft für ein Gespräch zu. Um nicht nur eine Perspektive aus dem Unternehmen abzubilden, formulierte ich außerdem eine Einladung an weitere Mitarbeitende, in der ich ihnen ein Gespräch zu demokratischen Bedingungen am Arbeitsplatz anbot. Diese leitete der Geschäftsführer an die Personen weiter. Aufgrund des gleich zu Beginn gefundenen Anklangs erwartete ich bei der Umsetzung relativ wenig Hindernisse. Zu den beiden Personen bestehen trotz differenter Lebensrealitäten persönliche Beziehungen, die sich sowohl förderlich als auch hinderlich auf den Projektverlauf hätten auswirken können. Denn aufgrund unserer Beziehungsverhältnisse hoffte ich auf weniger flüchtige Begegnungen als etwa mit mir fremden Personen an anderen Orten. Während der Laufzeit des Projekts stand ich zwar mit den genannten Personen im kontinuierlichen Kontakt zum weiteren Vorgehen, jedoch konnten wir keine Termine für die Exploration ihrer Lebensräume vereinbaren. Die Gründe hierfür waren vielfältig: Unerwartete Entwicklungen, schwindende zeitliche Ressourcen, mangelnde Kapazitäten sowie meine subjektive Verfasstheit wirkten sich auf das Projektgeschehen aus. Auch die anderen Mitarbeitenden des Unternehmens reagierten nicht auf meine Einladung.

Aufgrund dieser Dynamiken schlug mein Projekt letztendlich einen anderen Weg ein. Im abgesteckten Projektzeitraum ließ sich das breiter angelegte Vorhaben meines Experiments, was anfänglich auf die Erkundung mindestens zweier, heterogener Lebensbereiche abzielte, nicht umsetzen. Je schleppender sich der Projektverlauf gestaltete, desto mehr setzte ich mich unter Druck: Bin ich an meinem Vorhaben gescheitert? Denn zunächst erschienen mir diese Entwicklungen und die stockende Umsetzung als eine Erfahrung des Scheiterns. Hieraus entstanden zunehmende Unsicherheiten und Zweifel an meinem Vorgehen. Aufgrund dessen gelang es mir zuerst nicht, auf alternative Orte und Personen auszuweichen oder mich frühzeitig mit den anderen Seminarteilnehmenden zu meinen Herausforderungen auszutauschen. Als die Möglichkeit des Scheiterns nicht mehr nur eine Option darstellte, sondern einzutreten schien, war dies deutlich unangenehmer, als ich es mir vorab ausgemalt hatte. Nichtsdestotrotz bleibt nicht nur mein Projekt, sondern auch Demokratie „ein Abenteuer, und Abenteuer können scheitern“ (Flügel-Martinsen 2020: 58). Nach den intensiven Sitzungen der Blockseminare und der Auseinandersetzung mit radi-

kalen Demokratietheorien war meine Motivation groß, das erlernte Wissen aus der Universität hinaus an andere Orte zu tragen und mit Personen außerhalb des akademischen Kontextes darüber ins Gespräch kommen zu können. Doch in der Praxis prallte dieses Motiv auf die Bedingungen des alltäglichen Lebens. Inzwischen kann ich die Erfahrung des vermeintlichen Scheiterns anders einordnen, nämlich als einen Einblick darin, wie schwierig und spannungsreich der Übergang von der Theorie in die Praxis sein kann.

Zuletzt kam es während der Projektlaufzeit doch noch zu einer kurzfristigen Exploration eines Ortes, die ich zuvor nicht beabsichtigt hatte. An einem Sommertag traf ich in einem gemeinschaftlich genutzten Garten auf einer Decke sitzend im Schatten eines Birnenbaums eine Freundin. Eine Rasenfläche, Sträucher, ein Kräuterbeet, Hochbeete, eine Matschküche und der Birnenbaum bilden den Garten. Die Grünfläche gehört zu einem Haus, in dem unterschiedliche Parteien wohnen. Aus diesem Haus sind mir eine Freundin, die in einer WG lebt, und eine befreundete Familie bekannt. Durch sie kenne ich flüchtig eine weitere Familie und ein Paar, die ebenfalls dort wohnen. Aufgrund dieser Verbindungen weiß ich von der Hausgemeinschaft, die insbesondere die Familien untereinander pflegen. Die Verabredung mit meiner Freundin galt eigentlich nicht meinem demokratischen Projekt. Vielmehr freuten wir uns darauf, miteinander Zeit zu verbringen. Irgendwann frage ich spontan, ob sie sich vorstellen könne, später mit mir über Demokratie zu sprechen. Nach anfänglicher Zurückhaltung stimmte sie zu. Nachdem wir einige Stunden miteinander verbracht hatten, stießen drei weitere Personen – die mir flüchtig bekannte Familie – hinzu. Bevor das Kind neben uns begann, eine erdige Suppe in der Matschküche zuzubereiten, fragte uns ein Elternteil, ob ihre Anwesenheit für uns in Ordnung sei. Wir drückten unsere Zustimmung aus und begannen, ein Kreuzworträtsel zu lösen. Beide Parteien beschäftigten sich im Garten jeweils für sich. Wir gerieten während des Rätselns ins Stocken, es fehlten nur noch wenige Wörter. Wir baten die Eltern um Unterstützung und rätselten schließlich gemeinsam weiter. Zwar konnten wir auf diese Weise weitere Felder füllen, doch das Rätsel nicht vollständig lösen. So schlugen wir die Lösungen nach und teilten die Ergebnisse mit den anderen. Zwischendurch bekamen wir am Rande mit, wie das Kind selbst über weitere Aktivitäten bestimmen konnte. Nebenbei entstand außerdem ein Gespräch mit einem Elternteil über die Bewohner*innen des Hauses, in dem es auch um Geschlechtsidentitäten und selbstgewählte Namen ging. Währenddessen begannen das Kind und ich Fußball zu spielen. Nach einigen Schüssen

entschied das Kind, mich gegen einen Elternteil auszuwechseln. So fragte ich meine Freundin, ob sie nun Lust hätte, mit mir über Demokratie zu sprechen, woraufhin sie zustimmte. Zur Vorbereitung auf das Gespräch entwickelte ich kurzfristig drei leitende Fragen, die sich auf das Verständnis von Demokratie, Möglichkeiten zum Gestalten und Infragestellen gesellschaftlicher Ordnungen sowie die Wahrnehmung des Gartens bezogen. Bevor das Gespräch begann, stimmte ich mich mit der Freundin darüber ab, ob ich unseren Austausch für das Projekt aufnehmen könnte oder es für sie angenehmer wäre, wenn ich mitschriebe. Sie entschied sich für die zweite Option, weshalb ich darum bat, mir zurückzumelden, falls meine Notizen Auswirkungen auf unseren Redefluss hätten.

Resümierend betrachtet bewegten wir uns in dem Gespräch von Orten mit einem Mitspracherecht, über weit entfernt scheinende Institutionen und deren Bürokratie, hin zu utopisch anmutenden Vorstellungen von hierarchiefreien Räumen. Anschließend sprachen wir über demokratische Praktiken, soziale Konflikte, Proteste und Kämpfe, griffen theoretische Abstraktionen auf und landeten beim zwischenmenschlichen Umgang in Freund*innenschaften und der Erziehung von Kindern. Immer wieder streute ich meine Wahrnehmung des Gemeinschaftsgartens als Ort, der von verschiedenen, voneinander unabhängigen Personen genutzt und nach ihren Vorstellungen gestaltet werden kann, ein. Hieraus können ein Miteinander, ein Nebeneinander und durch unterschiedliche Auffassungen auch ein Gegeneinander entstehen.

Während des Austausches errichteten die Eltern und das Kind zunächst von uns unbemerkt einen Wall aus Spielgeräten um meine Freundin und mich, offenbar mit der Absicht, uns vor den Schüssen des Fußballs zu schützen. Außerdem verteilte das Kind an uns alle Erdbeeren. Zum Abschluss des Gesprächs tauschten wir uns wertschätzend über unsere währenddessen gewonnenen Eindrücke aus und auch die beiden Elternteile fragten interessiert nach, in welchem Kontext der Austausch eingebettet war. So führte der vorab von mir als solcher gedeutete Irrweg trotzdem zu einem Teilziel, denn es kam durch Zufall zu einer Beobachtung und einem Dialog über das jeweilige Verständnis von Demokratie. Diese praktische Erfahrung ermöglichte die erhoffte Schärfung unserer Wahrnehmung kleiner, demokratischer Momente im Alltag: Es hallte primär weniger der inhaltliche Austausch über Demokratie nach, sondern die geteilten Eindrücke des Gartens als potenzieller Ort der Demokratie. Jene beruhten insbesondere auf den demokratischen Momenten, die sich während und nach unserer

Interaktion einstellten. So las ich unsere Verabredung als einen demokratischen Nachmittag im Garten.

Schlussfolgerung

Im letzten Schritt reflektiere ich nun den Projektverlauf. Zuerst gehe ich dafür der Frage nach, welche Momente bei meinen interaktiven Beobachtungen als (un-)demokratisch zu deuten sind. Darauf folgt ein abschließendes Fazit, in dem auch theoretische Brücken geschlagen werden.

Nach meinem Verständnis stechen im Garten einige Augenblicke und Aspekte hervor, die Bezüge zu meinem eingangs skizzierten Verständnis von Demokratie zulassen. Angefangen mit den Möglichkeiten der Mitbestimmung: Auch wenn formal alle Mieter*innen des Hauses den Garten nutzen können, stimmten sich an dem Tag die beiden Parteien – meine Freundin und ich sowie die Familie – kurz darüber ab, ob wir damit einverstanden wären, gemeinsam Zeit im Garten zu verbringen. Damit eröffnete sich ein Fenster, um unsere Bedürfnisse, Vorstellungen oder mögliche Einwände zum Ausdruck zu bringen. Auf der Suche nach den Lösungen für das Kreuzworträtsel bezogen wir einander ein und teilten unser Wissen. Mit meiner Freundin stimmte ich mich vor dem Beginn unseres Gesprächs ab, ob und in welcher Form ich den Austausch dokumentieren könnte. Bevor ich in dem Dialog mein Verständnis von Demokratie und Impulse aus den radikalen Demokratietheorien sowie meine situative Wahrnehmung des Gartens einstreute, ersuchte ich ebenfalls ihr Einverständnis. Da wir beide unsere Stimmen einbringen konnten, erschien mir unser Austausch in Anlehnung an die während des Seminars erprobte Übung mit „Mahloquet“ als demokratisch. Die errichtete Abschirmung vor den Ballschüssen assoziierte ich mit der Schaffung von Schutzräumen. Wir waren zu diesem Zeitpunkt nicht an dem Fußballspiel beteiligt, doch die spielenden Personen nahmen auf uns als ebenfalls im Garten anwesende Personen Rücksicht und gestalteten dementsprechend den Raum um uns herum. Auf den ersten Blick muten die Gelegenheiten, in denen das Kind über weitere Aktivitäten oder die Mitspielenden beim Fußball entscheiden konnte, demokratisch an. Denn in dem eher fremdbestimmten Alltag eines Kindes blitzt hierin ein Bereich der Selbstbestimmung auf. Davon ausgehend nahm ich den Vorgang meines Auswechselns beim Fußballspiel zuerst als gestalterischen Moment wahr. Gleichzeitig ist die Entscheidung, wer mitspielen darf, von Ambivalenzen geprägt und wirft etwa im Umgang

mit anderen Kindern Fragen auf. Handelt es sich beim Ausschluss von einer Aktivität nicht auch um einen undemokratischen Moment? Ebenso ist meine gesamte Vorgehensweise selbst kritisch infrage zu stellen: War es undemokratisch, keine ausgesprochenen Regeln für unser Miteinander festzulegen? Hätte ich die Familie in den Austausch miteinbeziehen sollen? Haben wir alle zu wenig die Stimme des Kindes berücksichtigt?

Im Nachgang haben sich für mich am Beispiel des Gartens noch weitere, grundlegende Fragen ergeben, die ich am Tag der Erkundung leider nicht stellte: Wer entscheidet über die Gestaltung und Nutzung des Gartens? Verfügen alle Parteien des Hauses tatsächlich über dieselben Rechte? Gibt es Unterschiede zwischen Parteien, die dort zur Miete leben oder Parteien, deren Wohnungen ihr Eigentum sind? Welche Rolle spielen unterschiedliche Lebensphasen? Kommt es aufgrund unterschiedlicher Interessenlagen zu Konflikten zwischen Wohngemeinschaften von Studierenden und Familien? Inwieweit werden die Kinder der Bewohner*innen einbezogen? Wer hat Zugang zu einem Garten? Welche Räume bleiben den Personen, die nicht über das Privileg eines Gartens verfügen, zur Erholung und Gestaltung nach ihren Vorstellungen? Lassen sich diese Fragen von der Ebene des skizzierten Gartens als exemplarische Spielwiese der Demokratie auch auf andere, sozioökonomische Konflikte übertragen? Sind meine Gedanken nicht nur an die Bewohner*innen des Hauses, sondern ferner an die Gesellschaft sowie an Vertreter*innen der radikalen Demokratietheorien, der Politik, Sozial- und Stadtplanung gerichtet?

Insgesamt betrachte ich das Projekt als Zeugnis einer wilden Praxis der Demokratie – weniger in Anlehnung an kämpfende Auseinandersetzungen (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 83), sondern in Bezug auf seinen Verlauf und Entwicklungsprozess. Obwohl vieles anders verlief als erwartet, bewerte ich das Ergebnis trotzdem als erfolgreich. Denn entsprechend meiner leitenden These konnte ich das Demokratische vorfinden – wenn auch an einem anderen Ort und mit anderen Personen als vorgesehen. Bei meinem Vorgehen kamen insbesondere das Verständnis von potenziell demokratischen Räumen in vermeintlich privaten Lebensbereichen und die damit verbundene praktische Experimentierfreude immer wieder zum Tragen. Den Fokus auf die von mir als solche erachteten Spielräume der Demokratie zu lenken, entspricht der radikaldemokratietheoretischen Betonung der Bedeutung von kleinen Schritten, denen große Aufmerksamkeit zu schenken ist (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 100). Und diese kleinen Schritte beginnen nach meinem Dafürhalten nicht erst bei offensichtlich politischen Handlungen wie Protesten, Streiks oder der vielfältigen Organisation von Interessen

(vgl. ebd.). Sie können dagegen als Vorverkörperung demokratischer Lebensformen bereits an alltäglichen Orten, die gemeinhin nicht als Räume für kleine, demokratische Schritte wahrgenommen werden, ihren Anfang nehmen. Denn für sich genommen sind weder ein Nachmittag im Garten noch das Zusammenleben einer Familie oder die Arbeitsbedingungen im Büro politisch. Allerdings möchte ich an dieser Stelle auf die von Rancière (vgl. 2002: 44) angeführten Beispiele des Arbeitsplatzes und Haushalts verweisen: „Nichts ist also an sich politisch. Aber alles kann es werden [...]“ (ebd.). Dem entsprechen auch meine Erfahrungen.

Aus der Praxis meines Projekts ergeben sich meinerseits weitergehende Fragen an die radikalen Demokratietheorien nach den Bedingungen, unter denen demokratische Momente entstehen können. Wie viel Raum lassen die Fesseln des Alltags für eine Auseinandersetzung mit und den Austausch über Demokratie? Inwieweit lassen sich solche Momente konstruieren und kollektiv teilen? Verweisen die ausbleibenden Rückmeldungen der zum Gespräch eingeladenen Mitarbeitenden des Unternehmens auf Defizite bei der politischen Partizipation (auch außerhalb des Arbeitsplatzes¹)? Wie wirken sich mangelnde zeitliche Ressourcen und internalisierte neoliberale Vorstellungen auf Demokratie und die Arbeitsbedingungen aus? Wie demokratisch kann sich das Zusammenleben einer Familie aufgrund struktureller Bedingungen gestalten? Ab welchem Alter ist eine Auseinandersetzung mit Demokratie möglich? Was können radikale Demokratietheorien von Kindern lernen? Und nicht zuletzt: Wie gelingt mir ein demokratischer Umgang mit mir selbst, mit meinen Vorstellungen und Erwartungen?

Für mich lautet die wichtigste Erkenntnis, die ich aus dem Blockseminar, dem Projektverlauf und den radikalen Demokratietheorien gewonnen habe: Es gibt keine idealen Bedingungen für Demokratie. Vielmehr geht es im Alltag um die Schaffung und die Bewusstmachung demokratischer Nischen. Dort kann radikale Demokratie ihre Wurzeln schlagen, gedeihen und ebenso durch Umwelteinflüsse oder mangelnde Pflege eingehen. Demokratische Potenziale und Limitationen lassen sich fast überall finden. Die Vorverkörperung demokratischer Praktiken kann zufällig in einem Garten und an unzähligen weiteren Orten beginnen – oder entsprechend der Kontingenz eben auch nicht.

1 Vertiefend hierzu führt Honneth (2023) fünf Dimensionen zu ökonomischen, zeitlichen, psychologischen, sozialen und mentalen Bedingungen ein. Entlang dieser eröffnen sich im Kontext von Arbeitsverhältnissen Potenziale, aber auch Schwierigkeiten bei der Mitwirkung an demokratischen Praktiken.

Literatur

Flügel-Martinsen, Oliver 2020: *Radikale Demokratietheorien zur Einführung*. Hamburg.

Honneth, Axel 2023: *Der arbeitende Souverän. Eine normative Theorie der Arbeit*. Berlin.

Rancière, Jaques 2002: *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*. Frankfurt/M.

Demokratie erleben: Erfahrungen aus einer vielfältigen Gesellschaft

Sara El Mohsini

Ausgangspunkt des Projekts

In meinem Projekt wurde der Fokus auf persönliche Erfahrungen mit der Demokratie in der Gesellschaft gelegt. Es ging darum, individuelle Erlebnisse, Herausforderungen und persönliche Perspektiven im Kontext der Demokratie zu untersuchen und zu reflektieren. Dabei beschäftigte ich mich mit der Frage, inwiefern Menschen ihre persönlichen Erfahrungen mit demokratischen Prozessen und Strukturen gemacht haben. Ich befasste mich ebenfalls mit der Frage, welche Herausforderungen und Schwierigkeiten dabei erlebt wurden. Die radikalen Demokratietheorien können als theoretischer Rahmen dienen, um persönliche Erfahrungen kritisch zu hinterfragen und die Vorstellung von Demokratie zu erweitern. Diese kann ich basierend auf meiner persönlichen Wahrnehmung um folgende Aspekte ergänzen: Wie ist unsere Demokratie aufgebaut? Wie demokratisch ist unsere Gesellschaft und wird die Demokratie von der Politik ausreichend umgesetzt? Anders gesagt geht es darum, zu erkennen, wo unsere Demokratie in der Gesellschaft hervorscheint und inwieweit die Politik Demokratie zulässt bzw. an welchen Stellen sie diese verhindert.

Das Projekt zielt darauf ab, aus persönlichen Erfahrungen heraus Handlungserfordernisse und Verbesserungsmöglichkeiten für die Demokratie in der Gesellschaft zu entdecken. Es geht darum, die Vielfalt der Perspektiven zu erkennen und zu nutzen, um eine inklusive und partizipative Demokratie zu fördern. Hierbei motivierte mich die Problematik des Ausschließens von Individuen in Bezug auf die politische Teilhabe, aufgrund ihrer Herkunft. Durch das Teilen und Reflektieren meiner persönlichen Erfahrungen kann Empathie, Verständnis und Respekt für andere Standpunkte gestärkt werden. Das Projekt soll dazu beitragen, die Bedeutung der individuellen Mitwirkung und des persönlichen Engagements für eine lebendige und funktionierende Demokratie hervorzuheben.

Dabei legte ich meinen Schwerpunkt auf die Politik und das Politische. Die Politik verweist in meinem Projekt auf Mechanismen, anhand derer et-

was gesetzt wird, woran sich die Gesellschaft orientiert. Ein Beispiel hierfür sind die parlamentarischen Gesetzgebungsverfahren. Das Politische bezieht sich auf das aktive Engagement der Gesellschaft und weist auf die Wechselwirkungen in der Gesellschaft hin, die sich auf individuelle Erfahrungen und auf die Politik auswirken. Das politische Engagement der Gesellschaft bezieht sich auf die aktive Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger an politischen Prozessen und Entscheidungen. Es umfasst alle Handlungen, die darauf abzielen, Einfluss auf politische Angelegenheiten zu nehmen, sei es durch Wahlen, Proteste, Petitionen oder durch eine Mitgliedschaft in politischen Parteien. Die Wechselwirkung in der Gesellschaft bezieht sich darauf, wie verschiedene Aspekte und Akteure in der Gesellschaft miteinander in Verbindung stehen und sich gegenseitig beeinflussen.

Durch das Projekt erschloss ich mir einen tieferen Einblick in die Beziehung zwischen der Politik und der Gesellschaft und die Auswirkung der politischen Entscheidungen auf individuelle Erfahrungen. Dafür führte ich verschiedene Personenbefragungen mithilfe des Projektfragebogens durch und kam auf viele verschiedene individuelle Erfahrungen, die mir das aktive Politische zeigten, aber auch das passive. Eine aktive Teilhabe an politischen Ereignissen kann beispielsweise durch Wählen und Demonstrieren stattfinden. Das Einnehmen einer Beobachterrolle und Verfolgen von politischen Ereignissen, ohne aktiv mitzuwirken, kann als passive Teilhabe bezeichnet werden.

Vorgehensweise

Das Ziel des Projekts besteht darin, die persönlichen Erfahrungen und Perspektiven von Menschen im Zusammenhang mit der Demokratie in der Gesellschaft zu untersuchen und zu reflektieren. Mithilfe der Fragebögen aus dem Seminar konnte ich mir ein Bild ihrer persönlichen Erfahrungen mit Demokratie machen und gegebenenfalls auf die Herausforderungen und Schwierigkeiten eingehen, die die Befragten durch ihre Teilnahme an demokratischen Prozessen erlebt haben. Dadurch konnte ich schauen, inwieweit die Befragten Diskriminierung, Ungleichheit, Machtungleichgewichte oder andere Benachteiligungen erlebten.

Ich startete mein Projekt durch eine Selbstreflexion und der Frage, wie demokratisch oder undemokratisch mein Leben verlief. Ich bemerkte durch meine Reflexion, dass es einige Momente gab, die für mich persönlich nicht demokratisch waren, beispielsweise nicht wählen zu kön-

nen, weil ich aufgrund meines Migrationshintergrundes nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besitze, obwohl ich in Deutschland geboren bin und in Deutschland lebe. Bereits durch das Seminar lernte ich, was die Politik und das Politische bedeuten kann, wobei mir die durchgeführten Experimente im Seminar ebenfalls zeigten, wie die Demokratie in der Praxis ausschauen könnte. Durch die Reflexion im Seminar konnte ich ebenfalls viele verschiedene Sichtweisen kennenlernen und war somit neugierig, wie Menschen ihr Leben als Teil einer Demokratie wahrnehmen und welche demokratischen oder undemokratischen Erlebnisse ihnen in ihrem Leben widerfahren sind.

Ich schaute in meinem Umfeld nach Personen, die ich befragen konnte und bei der Auswahl legte ich meinen Fokus auf eine bestimmte Vielfältigkeit, denn ich wollte viele verschiedene und individuelle Erfahrungsberichte erhalten. Ich kontaktierte die fünf Personen, traf mich einzeln mit ihnen und führte eine Art Interview durch. Die Befragung fand auf Basis des Projektfragebogens, den wir im Seminar verwendeten, statt. Ich fand die Fragen und den Aufbau des Fragebogens sehr hilfreich und nutzte ihn für meine Personenbefragungen. Es waren Fragen zur Person, zu ihren Erlebnissen und Fragen zur Demokratietheorie. Meine ausgewählten Personen waren ebenfalls sehr an dem Projekt interessiert. Eine Schwierigkeit, die sich mir stellte, lag darin, den Personen zu erklären, warum ich ausgewählt sie für ein Interview ausgewählt hatte. Die Problematik lag darin, die Auswahl nicht mit meinem eigenen Bias, also meinen Stereotypen, zu begründen, den ich verinnerlicht hatte. Ich versuchte es damit zu begründen, dass ich die Personen, die ich auswählte, sehr interessant und aufgrund ihrer Zugehörigkeit sehr besonders fand. Meine Vorstellung war, Personen zu befragen, die aktiv oder passiv an politischen Ereignissen teilhaben. Im Folgenden erkläre ich die Auswahl meiner Personen, wie es mit meinem Fragebogen lief und in welcher Beziehung die Befragten zur Demokratie standen.

Ich hatte die Möglichkeit, eine 85 Jahre alte Frau zu befragen, die den zweiten Weltkrieg und dessen Folgen miterlebt hatte. Die ältere Frau war die Oma meines Nachhilfeschülers und ich konnte sie einmal persönlich kennenlernen. Sie lud mich zu sich nach Hause ein und ich konnte direkt ihre offene Persönlichkeit erkennen. Sie hatte sehr viel zu erzählen, weshalb es mir persönlich sehr schwerfiel, Bezug zum eigentlichen Thema zu finden, ohne sie zu unterbrechen. Sie erzählte von ihrer Kindheit und ihren Erfahrungen mit Politik in Deutschland im zweiten Weltkrieg. Sie lernte die Politik als einen Mechanismus kennen, der unabhängig von Volksabstim-

mungen verlief. All die politischen Entscheidungen wurden einfach getroffen und die Folgen der Entscheidungen musste das Volk hinnehmen. Sie erlebte die Folgen politischer Entscheidungen durch das Leben im Bunker oder die fehlende Wahlmöglichkeit aufgrund der Diktatur. Heute geht sie regelmäßig wählen, denn sie findet es wichtig, Teil der Entscheidungen und ein Teil der Bestimmung ihrer Zukunft zu sein, denn die Politik bestimmte ihr Leben seit ihrer Geburt und somit sieht sie die Demokratie als eine Art Selbstbestimmung. Diese liegt für sie in der politischen Mitbestimmung, beispielsweise durch das Äußern der eigenen Meinung im Hinblick auf politische Prozesse.

Im Anschluss folgte ihr Enkelsohn, der zu diesem Zeitpunkt 16 Jahre alt und für mich ein Gegensatz zu seiner Oma war, denn er ist nicht so an Politik interessiert wie sie. Zu der Frage, was Demokratie ist, kam nur die Gegenfrage, was ist überhaupt Demokratie. Diese passive Haltung, die sich darin äußerte, nicht zu wissen, was in der Politik aktuell abläuft und kein Interesse daran zu haben, was mit unserer Gesellschaft in der Zukunft passiert, konnte ich schon während meiner Arbeit in der Gesamtschule bei Jugendlichen erkennen. Beispielsweise wusste er nicht, wer aktuell unser Bundespräsident ist.

Ich befragte einen Zollbeamten, der sein Leben, bis zu seiner Entscheidung als Zollbeamter zu arbeiten, als sehr demokratisch ansah. Ab seiner Ernennung konnte er jedoch nicht mehr von Demokratie sprechen, da sein Beruf nun sein Leben bestimmte. Natürlich entschied er sich freiwillig für den Beruf, doch jetzt hängt sein Leben von seinem Beruf ab, zum Beispiel kann er nicht mitentscheiden, an welchen Orten er arbeitet. Zu der Frage, was die Demokratie gefährden könne, kam die Antwort, dass Extremismus gefährlich ist, da die politischen Auseinandersetzungen das friedliche Leben der Bürgerinnen und Bürger zerstören, beispielsweise wenn Extremisten Gewalt anwenden, um ihre politischen Vorstellungen durchzusetzen und dabei Vandalismus betreiben. Schuld daran habe eher die Politik, die seiner Meinung nach zu viel zulasse, und die Polizei solle mehr Rechte haben, um diesen Vandalismus besser unter Kontrolle zu haben.

Eine weitere Person, die ich befragte, war ein angehender Lehrer im Studium. Er studierte Mathematik und Erziehungswissenschaften und konnte mir seine demokratischen und undemokratischen Erlebnisse bezüglich Schule beschreiben. Eines seiner undemokratischen Erlebnisse war während seines Praktikums, als ein Lehrer in seiner Klasse als Bestrafungsmethode das kollektive Bestrafen nutzte. Die gesamte Klasse wurde wegen einem Schüler bestraft und durfte nicht draußen auf dem Pausenhof spielen.

len. Er fand es undemokratisch, weil es die individuellen Rechte verletzte und in einer Demokratie die Rechte und Freiheiten aller Bürger*innen geschützt werden müssten. Das kollektive Bestrafen verletzt das Prinzip der individuellen Verantwortlichkeit und wäre nach seiner Ansicht ungerecht. Eines seiner demokratischen Erlebnisse war seine Klassensprecherwahl, bei der er das erste Mal Demokratie erlebte.

Die letzte Person, die ich befragen durfte, war ein junger Abiturient, der Teil der LSBT*Q Community ist. Er ist homosexuell und musste durch sein Outing viele diskriminierende Erfahrungen erleben. Er geht regelmäßig zum CSD und setzt sich für die LSBT*Q Community ein. Er ist der Meinung, dass die Politik bezüglich der LSBT*Q Community mehr Einsatz zeigen sollte, da es bis heute noch homophobe Äußerungen gibt.

Insgesamt verliefen die Interviews sehr ambivalent, denn die Gespräche waren super interessant, doch ich musste sehr darauf aufpassen, den Bezug nicht zu verlieren und den Fragebogen als Hilfsmittel und Orientierung zu verwenden.

Schlussfolgerung

Mit Rückblick auf die radikalen Demokratietheorien und das Blockseminar konnte ich wichtige Impulse für meine Projektarbeit mitnehmen. Ich konnte durch das Blockseminar meine persönlichen Erfahrungen mit demokratischen Prozessen und Strukturen kritisch hinterfragen und mein Verständnis von Demokratie erweitern. Dadurch konnte ich die Vielfalt der Perspektiven und die Wichtigkeit der individuellen Erfahrungen in der Demokratie erkennen. Die radikalen Demokratietheorien haben mir einen theoretischen Rahmen geboten, um über die politische Teilhabe und die Strukturen der Demokratie nachzudenken, also beispielsweise darüber, wie sich die Teilhabe an politischen Ereignissen in der Gesellschaft vollzieht. Dies hat mich dazu angeregt, mein Projekt durchzuführen und die verschiedenen Erfahrungen der verschiedenen Personen zu erkunden. Die individuellen Befragungen zeigten mir, wie unterschiedlich demokratische oder undemokratische Erlebnisse sein können. Es zeigte mir auch, wie die Demokratie in der Praxis aussehen kann und wie sie noch wachsen kann. Ich konnte durch die vielen verschiedenen Personen sehr viel über mein demokratisches Handeln nachdenken und wurde mir dadurch bewusst, dass mein Handeln die Demokratie verändern kann. Mein persönliches Verständnis und meine persönliche Theorie von Demokratie haben sich

durch das Projekt weiterentwickelt. Dabei habe ich erkannt, dass Demokratie nicht nur auf institutionelle Strukturen beschränkt ist, sondern auch die individuelle Teilhabe und das persönliche Engagement umfasst.

Demokratisches Kochen: Zusammenleben gemeinsam gestalten

Ellen Hillebrands

Ausgangspunkt des Projekts

Wenn eine Gruppe gemeinsam kocht, spielen dabei viele Faktoren eine Rolle. Angefangen bei den unterschiedlichen Geschmäckern, über ethische oder religiöse Auswahlkriterien bezüglich der Lebensmittel, bis hin zu verschiedensten Unverträglichkeiten. All das muss bei der Vorbereitung berücksichtigt werden. Aber auch, wer eingeladen ist, wem welche Aufgabe zufällt und wie das Essen serviert und aufgeteilt wird. Das gemeinsame Kochen führt vor Augen, wie viel Abstimmung es erfordert, gemeinsam etwas zu gestalten und dass es manchmal unmöglich scheint, zeitgleich allen Bedürfnissen gerecht zu werden. Das gemeinsame Gestalten des Zusammenlebens von Jugendlichen während des gemeinsamen Kochens ist zum Gegenstand meines Projekts geworden. Angestoßen von der Frage, ob Jugendliche Interesse haben, über Demokratie zu sprechen, und was ihre Gedanken zu diesem Thema sind, ist das gemeinsame Gestalten im Vorfeld der Durchführung des „demokratischen Kochens“ immer mehr in den Fokus meiner Aufmerksamkeit geraten. Das Projekt setzte folglich an der Schnittstelle beider Aspekte an und ist maßgeblich von der Auseinandersetzung mit den radikalen Demokratietheorien im Rahmen unseres Seminars und meiner persönlichen Verortung in diesem Feld beeinflusst.

Im Verlauf des Seminars haben sich für mich Eckpunkte des Theoretisierens über und des praktischen Lebens von Demokratie herauskristallisiert, die sich in der Projektidee widerspiegeln. Sie umfassen einerseits die Einsicht, dass über Demokratie gesprochen werden sollte, das heißt, es muss in verschiedensten Kontexten um das Demokratische und Undemokratische im Zusammenleben gehen. Andererseits ist, und das klingt im ersten Punkt bereits an, Demokratie nicht nur auf einer staatlichen oder institutionellen Ebene erfahrbar, vielmehr kann das Demokratische gerade in Kontexten, in denen Menschen in direkten Kontakt miteinander treten, besonders hervortreten. Das heißt auch, dass Demokratie oder das Demokratische meiner Auffassung nach nicht selten ist, wie es bei Jacques Rancière anklingt, sondern in kleinen Praktiken gelebt werden kann, wie

beispielsweise Oliver Marchart einwendet (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 96–100). Der zweite Punkt stellt die maßgebliche Veränderung meines eigenen Verständnisses von Demokratie dar, die sich innerhalb des gesamten Verlaufs von Seminarorganisation und Durchführung vollzogen hat und die nach wie vor eine für mich ausschlaggebende Verbindung von Theorie und Praxis herstellt. Denn in unseren Projekten wurde Theorie in vielfacher Art und Weise praktisch erfahrbar. Im letzten Abschnitt dieses Berichts werde ich – die Ergebnisse meines eigenen Projektes reflektierend – auf diesen Punkt zurückkommen.

Die Idee zum Projekt kam mir durch die Erzählungen einer Freundin von ihrer Tätigkeit in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Diese Form der sozialen Arbeit richtet sich in lokalen Einrichtungen als Ort der Freizeitgestaltung an alle Kinder und Jugendliche und basiert dabei auf Prinzipien der Mitbestimmung und Freiwilligkeit. Die entsprechenden Einrichtungen, wie beispielsweise Jugendzentren, werden „als kommunikativer und bildender Raum zwischen Jugendlichen und Mitarbeiter*innen geleitet“ (Hafeneger 2021: 96). Als ich der Freundin meine Idee unterbreitete, organisierten wir ein Treffen, bei dem ich mich mit meinem Vorhaben den Sozialarbeiter*innen in der Einrichtung vorstellen durfte. Aus meinen ersten Überlegungen zur Thematisierung von Demokratie wurde ein Konzept zum demokratischen Kochen, das zunächst an einem einmaligen Termin in den Räumlichkeiten der offenen Jugendarbeit stattfinden sollte. Nachträglich zum ersten Kochabend verabredeten wir jedoch einen zweiten, um die aufgegriffenen Themen zu vertiefen. Wie die Konzeptplanung verlief und es zu der Veranstaltung des gemeinsamen Kochens kam, wird im nächsten Kapitel genauer beschrieben.

Planung und Konzept

Auf dem Weg zu einer Konzeptbildung für die Umsetzung des Projektvorhabens sah ich mich mit mehreren Herausforderungen konfrontiert, die sich unter der Frage zusammenfassen lassen, auf welche Weise Demokratie im Rahmen der offenen Jugendarbeit thematisiert werden soll. Aufschlüsseln ließen sich darunter die folgenden Aspekte: Wie wird Demokratie interessant? Wie schaffe ich es, das Thema anzusprechen, ohne dabei allgemeines (schulisches) Wissen über Demokratie als Regierungsform zu reproduzieren? Was wäre demgegenüber eine radikaldemokratische Heran-

gehensweise, um Demokratie zur Sprache zu bringen? Welche Übungen aus unserer Seminarerfahrung und darüber hinaus können dabei helfen?

Vor dem Hintergrund, dass ich keine Vorerfahrung in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen hatte, möchte ich an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, dass es eine persönliche Herausforderung war, sich in diesen mir unbekannten Kontext zu begeben, dort in einen offenen Austausch zu treten, Übungen anzuleiten und Raum einzunehmen.

Die Hauptschwierigkeiten bei Planung und Aufbau des Projekts unterteilen sich in zwei Problemstellen, nämlich Schauplatz und Inhalt der Veranstaltung. Zunächst gehe ich daher auf die Besonderheit der Einrichtung als Ort der Freizeitgestaltung und danach auf die Art der Thematisierung von Demokratie ein.

Im Gegensatz zur Institution Schule zeichnet sich das Jugendzentrum durch ein offenes, auf freiwilliger Partizipation basierendes Angebot aus. Viele Besucher*innen stammen aus der direkten Nachbarschaft und nehmen das Angebot relativ regelmäßig nach Schulschluss wahr. Die Einrichtung hat regulär von Montag bis Freitag für Jugendliche und junge Erwachsene ab einem Alter von 12 Jahren geöffnet und gehört, wie auch die Schule, zur Alltagswelt der Jugendlichen. Einen Projekttag zum Thema Demokratie zu veranstalten, klingt verdächtig nach Schulunterricht und löste sowohl beim Team der Sozialarbeiter*innen vor Ort als auch bei mir Bedenken bezüglich der Teilnahmebereitschaft aus. So entstand die Idee, das Projekt an das wöchentlich stattfindende gemeinsame Kochen zu koppeln und damit die schon gegebenen Strukturen zu nutzen. Da das Kochangebot sehr beliebt ist und eine relativ verbindliche Anmeldung erfordert, stellte sich mit der Anbindung eine erste Planungssicherheit ein. Mein Besuch mit dem Thema Demokratie im Gepäck wurde im Vorhinein angekündigt, was glücklicherweise nicht zu einem Einbruch der Teilnehmer*innenzahl führte. Das Projekt beschritt damit einen Mittelweg zwischen einer Veranstaltung, die völlig auf einer freiwilligen und somit interessenbasierten Teilnahme aufbaut, und einer, die beispielsweise an schulische Strukturen anschließt und damit einem Pflichtprogramm gleichkommt.

Die Art der Thematisierung von Demokratie war bei der Erarbeitung meines Konzeptes an zwei Bedingungen geknüpft. Einerseits sollte auch vor Ort ein gewisses Grundinteresse an der Teilnahme generiert werden bzw. erhalten bleiben. Andererseits wollte ich die Reproduktion eines vorrangig allgemeinen, institutionenbasierten Verständnisses von Demokratie vermeiden. Beide Bedingungen können erfüllt werden, indem wir über Demokratie sprechen, ohne über Demokratie zu sprechen. Denn indem das

Miteinander sowie die Art und Weise der Begegnung und der Gestaltung des Zusammenlebens thematisiert werden, also auf die Gruppendynamiken und unterschiedlichen Bedürfnisse eingegangen wird, wird eigentlich die ganze Zeit über Demokratie gesprochen. Das Projekt „Making Democracy“ macht beispielsweise auf die tägliche Aushandlung demokratischer Grundwerte durch junge Menschen in der Alltagswelt Schule aufmerksam (vgl. Rajal et al. 2020). Ähnliches gilt hier auch, wobei der Fokus im Falle meines Projekts weniger konkret an den Grundwerten Freiheit, Gleichheit und Solidarität ausgerichtet war. Mein Ziel lag vielmehr darin, die Aufmerksamkeit der Teilnehmenden durch Übungen auf die Gestaltbarkeit ihres Miteinanders zu lenken. Im folgenden Abschnitt gehe ich auf zwei Übungen ein, die sich meines Erachtens für dieses Vorhaben als besonders hilfreich erwiesen haben.

Übungen

An beiden Terminen des demokratischen Kochens wurde über das Gericht für die darauffolgende Woche abgestimmt. Am ersten Abend habe ich dafür die Seminarübung „1 Regel“ genutzt und sie dem Vorhaben entsprechend abgewandelt. In ihrer eigentlichen Form hatte sie uns im Seminar als Vorstufe auf dem Weg zur Erarbeitung einer Gruppenverfassung gedient. Wie der Name andeutet, ist das Ziel der Übung, sich als Gruppe gemeinsam *eine* verbindliche Regel zu setzen, die das Miteinander der Anwesenden gestaltet. Hierfür erhalten alle Mitglieder der Gruppe jeweils eine Stimmkarte. In einem ersten Diskussionszeitraum von mehreren Minuten können die Beteiligten Regeln vorschlagen, über die nach Ablauf der Diskussionszeit mithilfe der Stimmkarten abgestimmt wird. Bereits während der Diskussion können Teilnehmende ihre Stimmkarte und damit ihre Entscheidungsmacht an eine andere Person abgeben. Auf diese Weise lässt die Übung die gemeinsame Entscheidungsfindung durch einen mehr oder weniger demokratischen Prozess erfahrbar werden (die Setzung einer politischen Ordnung durch einen Aushandlungsprozess), während sie die Aufmerksamkeit auf das „Wie“ des Zusammenlebens lenkt. Gleichzeitig können aber auch die Regeln der Übung selbst als ein gesetzter Ordnungsrahmen sichtbar gemacht werden, indem sie durch die Gruppe hinterfragt oder aufgebrochen werden. Das bringt die Erfahrung im Umgang mit einer von außen gesetzten Ordnung ins Spiel. Abgewandelt ging es zwar nicht mehr darum, sich im Diskussions- und Abstimmungsprozess ganz direkt mit der

Art und Weise des Zusammenlebens zu befassen, aber immerhin darum, gemeinsam eine zukunftsgestaltende Entscheidung zu treffen. Es änderte sich also nur der Gegenstand der Abstimmung, der sonstige Aufbau der Übung blieb unverändert.

Am Kochabend erhielten folglich alle Teilnehmenden (die anwesenden Sozialarbeiter*innen und mich ausgenommen) jeweils eine Stimmkarte. Im Verlauf der Diskussionsrunde wurden schnell erste Vorschläge gemacht, woraufhin ein*e Teilnehmende*r die eigene und die Karten mehrerer anderer einsammelte und der Person, die einen der Vorschläge gemacht hatte, zusteckte. Andere gaben ihre Stimme an eine*n Kontrahent*in ab, was dazu führte, dass sich zwei Teilnehmende mit ähnlicher Stimmanzahl, aber unterschiedlichen Vorstellungen über das auszuwählende Gericht gegenüber-saßen. Statt jedoch die Stimmzettel durchzuzählen und die Person mit der höheren Anzahl „gewinnen“ zu lassen, diskutierten die zwei (auch unter Kommentaren der Gruppe) bis es zu einem Kompromiss kam und eine*r von beiden den eigenen Stapel an Stimmen an den Gegenpart übergab.

Die Übung wurde sich von der Gruppe und einigen Teilnehmenden im Speziellen komplett zu eigen gemacht. Diejenigen, die ihrer Stimmkarten „beraubt“ wurden, stellten etwas verspätet fest, dass sie ihre Mitsprache damit eingebüßt hatten und konnten dann kaum mehr protestieren. Trotz dessen schienen am Ende alle zufrieden mit dem im Kompromiss ausgewählten Gericht: Chili con Carne mit einem Knoblauchdip.

Mit Blick auf den Verlauf der Übung stellte sich mir im Nachhinein die Frage, ob das Politische darin zum Ausdruck kam, dass sich den Regeln im Grunde widersetzt wurde. Einerseits kann der gemeinsame Gestaltungsprozess dieser Übung als Ausdruck des Politischen, das eine Politik setzt, betrachtet werden. Andererseits kann auch das Abstimmungsverfahren selbst als eine Art gesetzte politische Ordnung, also eine Politik, angesehen werden. Tatsächlich hat sich die Person, die den anderen ihre Stimmkarten genommen hat, dem eigentlich angedachten Abstimmungsverfahren entgegengestellt und damit ein eigenes Ziel verfolgt. In diesem Sinne war das Handeln dieser Person politisch, weil sie sich auf diese Weise der gesetzten Ordnung widersetzt hat. Gleichzeitig lag in dieser Handlung auch ein zutiefst undemokratischer Moment, da mehrere Teilnehmende ihre Mitsprache in der Entscheidung gänzlich eingebüßt haben.

Da der Abend nach der Abstimmung sehr schnell zum Ende kam und sich die Gruppe auflöste, war eine Reflexion über die Erfahrungen dieses teilweise demokratischen, teilweise sehr undemokratischen Prozesses nicht mehr möglich. Das war einer der Hauptgründe, warum ich mich

entschloss, das Kochen an einem zweiten Abend zu wiederholen. Ein weiterer Grund lag darin, dass die Übung „1 Regel“ in ihrer eigentlichen Form die Aufmerksamkeit der Gruppe auf ihr Zusammenleben und auf die Frage, wie miteinander umgegangen wird oder werden sollte, richtet. Die Abwandlung der Übung blieb diese Ebene schuldig, da sie lediglich darauf fokussierte, welches Gericht als nächstes gekocht werden sollte.

Am zweiten Termin wollte ich diesem „Mangel“ durch die zweite Übung, die im Folgenden kurz erläutert wird, entgegenwirken. Die Teilnehmenden erhielten dabei jeweils eine Karte mit einer kurzen Beobachtungsfrage. Zwei dieser Fragen lauteten beispielsweise „Über was wird gesprochen?“ und „In welchem Ton wird gesprochen?“. Die Karten wurden mit dem Auftrag herausgegeben, sich im Laufe des Abends Gedanken über die eigene Frage zu machen, ohne diese den anderen zu verraten. Nach dem Essen ging es dann in den gemeinsamen Austausch, in dem zunächst alle ihre jeweilige Frage vorlasen und ihre Gedanken dazu aussprachen. Die anderen durften weitere Punkte ergänzen. So konnte gewährleistet werden, dass sich sowohl jede*r einzelne als auch die Gruppe gemeinsam mit Aspekten des Zusammenlebens und des direkten Umgangs miteinander befasste. Beispielsweise wurde festgestellt, dass sich häufig gegenseitig beleidigt (wenn auch aus Spaß, wie oft betont wurde) oder ins Wort gefallen wird. Dennoch werde im Großen und Ganzen doch sehr demokratisch miteinander umgegangen, wie einige der Teilnehmenden auf Nachfrage antworteten.

Bei meinen Besuchen konnte ich mir selbst ein Bild vom demokratischen Potenzial der Jugendeinrichtung machen. Als ein Raum der Möglichkeiten, die das gemeinsame Kochen, Spielen oder Streiten einschließen, wird sie sich von den Jugendlichen kollektiv angeeignet. Gerade die Tatsache, dass ein Raum für die konflikthafte Auseinandersetzung existiert und bewusst hierzu genutzt wird, scheint mir zentral für ein demokratisches Miteinander. Meinungsverschiedenheiten oder Konflikte, die zu Tage traten und mal mehr, mal weniger stark diskutiert wurden, betrafen beispielsweise die Aufgabenverteilung beim Kochen, politische Wahlen oder Themen der gesellschaftlichen Gleichstellung. Bringt es etwas in Deutschland zu wählen? Sollte Erdoğan wieder gewählt werden? Sind Frauen oder Männer in unserer Gesellschaft stärker benachteiligt? An dieser Stelle ist es wichtig zu benennen, dass nicht die Konflikte für sich selbst genommen notwendigerweise demokratisch sind, sondern dass hier der Raum und die Möglichkeit für ihre Existenz vorzufinden ist (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 109). Dies ermöglicht überhaupt erst das Hinterfragen gesellschaftlicher Ordnungen und die Bildung gegenhegemonialer Projekte. Somit ist ein Freiraum für

demokratisches Aushandeln und ebenso ein Freiraum für experimentelle Praxis gegeben.

Obwohl das politische Interesse bei einigen ganz deutlich zu Tage trat, zeigte sich in den Gesprächen gleichzeitig ein deutlicher Mangel an Vertrauen in das politische System im Allgemeinen und das Wahlverfahren im Besonderen als Mittel des politischen Einflusses. Oliver Marchart verweist in „Making Democracy“ auf die in der empirischen Demokratieforschung dargestellte Unterscheidung dieser beiden Aspekte im Hinblick auf die Einstellung Jugendlicher zur Politik. Ein Mangel an Vertrauen in institutionalisierte Politik ist demnach nicht gleichzusetzen mit einem allgemeinen Desinteresse an politischen Themen (Marchart 2020: 13). Einige der Teilnehmenden schienen das Veränderungspotenzial in der eigenen Person bzw. der Berufswahl zu erkennen, wenn der Wunsch geäußert wurde, Politiker*in oder Lehrer*in zu werden, „um es selbst besser zu machen“.

Die Präsenz von Konflikten ist nicht das einzige demokratische Moment, das ich abseits der Übungen beobachten konnte. Der Ansatz, über Demokratie zu sprechen, ohne über Demokratie zu sprechen, sah eigentlich vor, den selbigen Begriff so weit wie möglich aus dem Projektgeschehen auszuklammern. Durch die Vorankündigung meines Besuchs am Kochabend mit dem entsprechenden Thema hatte das geflügelte Wort die Jugendlichen jedoch bereits im Vorfeld ganz ohne mein Zutun erreicht. Die Teilnehmenden offenbarten, dass sie durch den Aufhänger „Demokratie“ ein ganz bestimmtes Bild von meiner Person gewonnen hatten. Sie bezeichneten mich als Demokratieexpertin, Demokratin oder Person, die gerne über Politik spricht. Das führte auch dazu, dass ich aktiv konsultiert wurde, um über alltagspolitische Themen zu sprechen. Ich schloss daraus die Erkenntnis, dass ich, wenn ich das Thema Demokratie zu einem bestimmten Ort trage und dort einbringe, damit schon unterstelle, dass es alle, die dort sind, etwas angeht. Es liegt dann aber wiederum ganz in der Hand der Anwesenden, ob und wie sie sich dem Thema annehmen.

Diese Erkenntnis lässt sich theoretisch verdichten, indem sie durch Überlegungen der Raumsoziologie ergänzt wird, die Raum als „eine relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten“ (Löw 2001: 224) begreift. Dabei wird im Gegensatz zu einem neutralen Behälterkonzept davon ausgegangen, dass Räume erst durch einen sozialen Handlungsprozess entstehen (vgl. ebd.: 224f.). Raumsoziologisch betrachtet sind Jugendeinrichtungen Räume, die sich über ihre Aneignungsmöglichkeiten als pädagogische Räume konstituieren. Auch soziale Akteure, also sowohl die Jugendlichen als auch die Sozialarbeiter*innen, sind ein kon-

stitutiver Teil dieser relational verstandenen sozialen Räumlichkeit (vgl. Reutlinger/Brüschweiler/Intemann 2022: 262–64). Das Thema Demokratie und die Durchführung von Übungen bringen nicht nur für sich genommen, sondern auch über die durchführende Person neue Möglichkeiten der Aneignung, beispielsweise der demokratischen Aushandlungsmodi, in den Raum ein. Auch die Selbstwahrnehmung als politisches Subjekt kann so verstärkt zum Vorschein treten.

An dieser Stelle möchte ich ein erstes Resümee ziehen und der Frage nachgehen, ob das Ziel des Projekts realisiert werden konnte. Mein Ausgangsziel war es, Demokratie in der Jugendeinrichtung zum Thema zu machen, also einen Anlass für den Austausch darüber zu schaffen. Demokratie war während beider Projektabende implizit die ganze Zeit Thema. Dies wurde bereits durch die Tatsache gewährleistet, dass es der Aufhänger der Veranstaltung war. Wie wurde aber darüber hinausgehend Demokratie zum Thema gemacht? Am ersten Abend geschah dies vor allem indirekt über die Übungen, die es ermöglicht haben, Aushandlungsprozesse bewusst durchzuführen und erlebbar zu machen, wie sich ein Entscheidungsprozess in der Gruppe vollzieht. Beim zweiten Termin wurde der Fokus mehr auf den alltäglichen zwischenmenschlichen Umgang gelegt. Es wurde veranschaulicht, dass es demokratische und undemokratische Formen des Umgangs miteinander gibt und dass das demokratische Zusammenleben Konflikte gerade nicht ausschließt.

Ein*e Teilnehmende*r fragte am zweiten Termin in der Abschlussrunde nebenbei, ob nicht bei einer Mehrheitsentscheid die Mehrheit über die Minderheit bestimmen könne, quasi wie in einer Diktatur. Hinter der Frage steht die Erkenntnis, dass ein Verfahren, an dem sich alle beteiligen konnten, nicht per se demokratisch ist und notwendigerweise zu mehr Demokratie führt, sondern darüber hinaus sogar undemokratische Folgen haben kann.

Ob das demokratische Kochen eine langfristige Veränderung angestoßen hat, lässt sich schlecht nachvollziehen. Es war allerdings auch kein Teil der Zielsetzung, einen Demokratisierungsprozess in Gang zu setzen, sondern schlicht ein Nachdenken über Demokratie im Alltag anzuregen – und sei dies auch nur situativ der Fall. Hieran anschließend möchte ich festhalten, dass das Projekt keine Lehrveranstaltung zur politischen Bildung sein sollte, sondern als Teil einer experimentellen Praxis, die es nicht vorsieht, konkrete Lerninhalte zu reproduzieren, zu verstehen ist. Dennoch hat das Projekt meines Erachtens deutlich gemacht, dass Einrichtungen der offenen Jugendarbeit fruchtbare Orte für vergleichbare Vorhaben sein kön-

nen. Interesse an politischen Themen und am demokratischen Zusammenleben bestand durchaus. An weiteren Terminen könnten darauf aufbauend noch beide Ebenen, die des alltäglichen demokratischen Zusammenlebens und die der demokratischen Gesellschaftsordnung, reflexiv miteinander verflochten werden.

Schlussfolgerung

Abschließend werden in diesem Abschnitt die Schwierigkeiten der Durchführung mit Rückbezug auf die Seminarinhalte und die theoretische Auseinandersetzung reflektiert.

Eine Schwierigkeit, die mir im Projekt begegnet ist, betraf die Frage, wie in der Praxis mit Haltungen umzugehen ist, die zwischen Unverständnis und Intoleranz gegenüber einer bestimmten Personengruppe liegen. Diesbezüglich hat mir die Erfahrung mit der Mahloquet-Methode im Seminar geholfen, für mich persönlich eine Umgangsstrategie zu entwickeln. In der Mahloquet-Übung machen sich die Beteiligten zunächst den eigenen Standpunkt zu einem Thema bewusst, im zweiten Schritt teilen sie ihre Überlegungen mit der anderen Person und stellen sich im dritten Schritt gegenseitige Verständnisfragen. In einigen Situationen in der Jugendeinrichtung hat sich eine Mischung aus verstehendem und kritischem (an die eigene Position anknüpfendem) Nachfragen bewährt. Die Unsicherheit in Bezug auf den Umgang mit diesen Situationen bleibt aber bestehen, vor allem in dem Fall, in dem niemand der betroffenen Personengruppe zugegen ist und es sich somit nicht um einen Konflikt unter Anwesenden handelt.

Es gab zwei Problemstellen, an denen mir weder die Seminarinhalte noch die theoretischen Grundlagen des Seminars besonders gut helfen konnten. Beide betrafen praktische Komponenten der Organisation. Einerseits beschäftigte mich die Frage, wie mit den Erwartungen der Sozialarbeiter*innen vor Ort umzugehen ist. Andererseits musste ich mich damit auseinandersetzen, wie ich es schaffen würde, selbst eine Art Ordnungsrahmen zu setzen, den es braucht, um aus dieser Struktur heraus etwas zu erarbeiten. Bei ersterem hat sich eine offene Kommunikation über die Erwartungen beider Seiten, also vom Team des Jugendhauses sowie von mir, bewährt. Die Setzung des Ordnungsrahmens während der Übungen hat mal besser und mal schlechter funktioniert und ist vermutlich eine

Angelegenheit, die zu einem großen Teil aus der Praxis heraus gelernt werden kann.

Im Nachhinein stellt sich für mich verstärkt die Frage der Vermittlung von Ideen radikaler Demokratietheorien. Theoretische Arbeiten, die in diese Richtung gehen, gibt es zwar – Paul Sörensen (vgl. 2023: 267–91) hat beispielsweise einen Vorschlag gemacht, wie mit der Unmöglichkeit einer Kontingenzvermittlung umzugehen ist. Dennoch verbleiben die Überlegungen auf einer eher abstrakten Ebene, aus der heraus es mir persönlich schwerfällt, Ableitungen für eine konkrete Praxis zu entwickeln. Demgegenüber hat mir die Auseinandersetzung mit den radikalen Demokratietheorien sowie darüber hinaus mit der relationalen Raumtheorie, in Bezug auf das Jugendzentrum als Raum, geholfen, das in der Praxis Erfahrene im Nachgang einzuordnen und beschreibbar zu machen.

Erst unsere Diskussionsrunden und Reflexionen während des Seminars haben mir vor Augen geführt, wie ineinander verschränkt Theorie und Praxis sein können. Dies gilt vor allem in Bezug auf die radikalen Demokratietheorien, wenn sie selbst als befragende Praxis verstanden werden. An zwei Beispielen möchte ich kurz erläutern, an welchen Stellen ich die Theorie in einer Art praktischer Umsetzung erlebt habe.

Zunächst sehe ich die Verschiebung der Perspektive auf demokratische und undemokratische Elemente eines Ereignisses oder einer Gruppendynamik als eine radikaldemokratische Herangehensweise an ihre eigene praktische Vermittlung. Sie weist auf die Erfahrbarkeit des Demokratischen in kleinen Praktiken hin und erschließt auf diese Weise das Feld der Demokratie aus der Alltagswelt heraus. Das Demokratische des Zusammenlebens kann von allen Beteiligten gemeinsam herausgearbeitet werden, ohne dass hierfür zwingend eine Rekapitulation staatlicher Institutionen und der Demokratie als Regierungsform notwendig ist. Denn hierbei schwingt immer die Gefahr mit, ein bestimmtes Nachdenken über Demokratie zu reproduzieren statt ein Neudenken ihrer anzuregen.

Das zweite Beispiel liegt in der Befragung als Moment des Selbstlernens im Projekt. Um die Gruppe kennenzulernen und Abläufe sowie Dynamiken zu verstehen, habe ich den Teilnehmenden dazu konkrete Fragen gestellt. So habe ich sehr viel über die Gruppe, die Kochabende, über die Jugendlichen persönlich sowie über ihre Selbstwahrnehmung als Teil der Gruppe gelernt. Die Rolle der fragenden, lernenden Person hat es mir ermöglicht, Übungen und Reflexionen überhaupt erst in dieser Form durchzuführen.

Literatur

- Hafeneger, Benno 2021: Geschichte der Offenen Kinder- und Jugendarbeit seit 1945. In: Deinet, Ulrich et al. (Hg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. Wiesbaden, 95–108.
- Flügel-Martinsen, Oliver 2020: *Radikale Demokratietheorien zur Einführung*. Hamburg.
- Marchart, Oliver 2020: Demokratie im Alltag. Anmerkungen zum politik-theoretischen Untersuchungsdesign von Making Democracy. In: Rajal, Elke et al. (Hg.), *Making Democracy. Aushandlungen von Freiheit, Gleichheit und Solidarität im Alltag*. Bielefeld, 23–32.
- Löw, Martina 2001: *Raumsoziologie*. Frankfurt/M.
- Rajal, Elke/Marchart, Oliver/Landkammer, Nora/Maier, Carina/Büro Trafo.K 2020: *Making Democracy. Aushandlungen von Freiheit, Gleichheit und Solidarität im Alltag*. Bielefeld.
- Reutlinger, Christian/Brüschweiler, Bettina/Intemann, Ulrike 2022: Orte der Offenen Jugendarbeit und ihre pädagogischen Gestaltungen. Empirische und konzeptionelle Hinweise aus einem Grundlagenforschungsprojekt. In: Fuchs, Manuel et al. (Hg.), *Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz*. Wiesbaden, 251–77.
- Sörensen, Paul 2023: *Präfiguration. Zur Politizität einer transformativen Praxis*. Frankfurt/New York.

Radikaldemokratische Wohngemeinschaft?

Ein Projektbericht über die (Neu-)Ordnung der Haushaltsaufgaben in meiner WG aus der Perspektive radikaler Demokratietheorie

Christian Hübener

Ausgangspunkt des Projekts

Der ausgewählte Lebensbereich für mein Projekt fiel auf meine Wohngemeinschaft. Da es in letzter Zeit immer wieder zu Spannungen, Meinungsverschiedenheiten und konfligierenden Bedürfnissen kam und kommt, bot es sich für mich an, zu schauen, wie demokratisch meine WG eigentlich ist. Hierbei habe ich im Zuge meines angeeigneten Wissens über die radikalen Demokratietheorien insbesondere die theoretischen Begriffe *Politik* und *das Politische* sowie *Kontingenz* und *Konflikt* praktisch untersucht. Unter dem Begriff *Politik*, der die Institutionen, Prozesse und Verfahrensweisen umfasst (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 80), habe ich mir angeschaut, wie unser Zusammenleben derzeit beschaffen und geordnet ist. Um die Haushaltsaufgaben besser zu verteilen, führten wir Strichlisten ein, um zu monitoren, inwieweit die verschiedenen Bereiche im Gleichgewicht sind. Die Strichlisten sollten auch dazu führen, dass wir schauen, welche Bereiche von wem am meisten Beachtung und Bearbeitung finden. Das *Politische* ist laut Lefort das Infragestellen demokratischer Institutionen (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 83). Diesen Raum im Rahmen der WG innerhalb gemeinsamer Gespräche zu geben, war ein Kernanliegen dieses Projekts, worauf ich im Teil „Vorgehensweise“ näher eingehen werde. *Kontingenz* als Wesensmerkmal demokratischer sowie (generell) politischer Ordnungen stellt ebenfalls einen zentralen Begriff der radikalen Demokratietheorien dar. Demnach ist jede politische Ordnung historisch gewachsen und somit frei von normativen Letztbegründungen (zum Beispiel Autorität qua Verweis auf Gott, Natur, Alter, Geschlecht oder sozialer Stellung). Es gibt demnach historische Gründe, wieso sich eine Ordnung gegenüber anderen etabliert hat, sie ist allerdings immer kontingent, also wandelbar und könnte ganz anders aussehen (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 78).

Genau wie politische Ordnungen ist auch meine Wohngemeinschaft von Kontingenz durchzogen. Unser Zusammenleben, das Aufteilen der

Haushaltsaufgaben und das Gestalten der Gemeinschaftsräume ist immer auf eine gewisse Weise strukturiert, die aber auch ganz anders organisiert sein könnte. Eng zusammenhängend mit dem Begriff *Kontingenz* spielt der Begriff *Konflikt* vor allem im Denken Chantal Mouffes und Ernesto Laclaus eine wesentliche Rolle. Die beiden Autor*innen sehen das Soziale und das Politische als grundlegend konflikthaft strukturiert. Sie folgen dem Denken Carl Schmitts insofern, dass Antagonismen in einer Gesellschaft die Kraft haben, Freund-Feind-Konstellationen entlang sozialer Gruppen hervorzurufen, die in gewaltsame Auseinandersetzungen münden können. Ihnen zufolge ist es Aufgabe der Politik, diesen Antagonismus in einen Agonismus zu verwandeln, um einerseits den Raum für Diskussionen und politische Kämpfe zu schaffen und andererseits das zerstörerische Potenzial des Antagonismus einzuhegen. Mit dem Begriff Agonismus beschreibt Mouffe eine abgeschwächte Form des Antagonismus. Der auf Feindschaft beruhende gewalttätige Konflikt soll demnach in einen demokratischen Streit zwischen verhandlungsbereiten Gegner*innen überführt werden (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 118ff.). Hier lassen sich wieder wichtige Parallelen zu meiner WG (und WGs generell) ziehen. Es ist wichtig, einen Rahmen zu schaffen, indem Probleme und Meinungsverschiedenheiten miteinander diskutiert werden und gemeinsam nach Lösungen gesucht wird. Andernfalls würde die dem Sozialen inhärente Konflikthaftigkeit nicht berücksichtigt, was zu unilateralem Handeln und Abschottung führen könnte. Infolgedessen würden Konflikte nicht unmittelbar angesprochen und ausgetragen werden, sondern sich anstauen und wachsen, bis sie potenziell großen Schaden anrichten.

Ausgangspunkt meines Projekts bildete die zunehmende Unzufriedenheit einiger Bewohner*innen der WG über die als unausgeglichene wahrgenommenen Arbeitsaufwendungen im Haushalt. Daraufhin haben wir uns zusammengesetzt und verschiedene Möglichkeiten diskutiert, wie wir Aufgaben besser aufteilen können. Das Fazit des Gesprächs war, dass die Mitbewohner*innen, die vermehrt zum Beispiel den Müll herausgebracht haben, die anderen fragen können, ob sie es einmal übernehmen könnten. Parallel dazu haben wir vereinbart, zu überprüfen, für welche regelmäßig anfallenden Tätigkeiten (Müll, Spülmaschine) Strichlisten sinnvoll sein könnten. Das sollte zum einen dazu dienen, ein Gespür dafür zu bekommen, wer welchen Bereich am meisten bearbeitet (für eine etwaige spätere Arbeitsaufteilung), und zum anderen als Selbstdisziplinierungsmaßnahme. Am nächsten Tag wurden von nur einer Person der WG an mehreren Orten im Haus Listen aufgehängt. Die Bereitschaft, die Methode anhand der

Listen ernst zu nehmen, fiel unterschiedlich aus und hatte das Problem, dass nicht alle daran dachten, ihre erbrachte Tätigkeit mit einem Strich zu versehen. Das war genau der Ausgangspunkt, an dem dieses Projekt ansetzte. Es war eine offensichtlich spürbare und kommunizierte Unzufriedenheit mit der aktuellen WG-Ordnung wahrzunehmen und somit war ein Möglichkeitsfenster für eine neue Ordnung geschaffen.

Vorgehensweise

Ziel des Projekts war es, ein demokratischeres Zusammenleben in meiner WG zu schaffen. Darunter fielen die Beobachtung und die Bewertung, inwieweit wir demokratisch miteinander gelebt haben und inwiefern sich das im Zuge des Projekts geändert hat. Werden alle gleichermaßen gehört und wahrgenommen? Wird auf alle Bedürfnisse, Wünsche und Meinungen eingegangen? Gibt es eine Person, die immer ihren Willen durchsetzt? Das waren die Themen, die mich während des Projekts begleitet haben. Ausgehend von dem oben beschriebenen Ausgangspunkt haben wir uns auf der Terrasse getroffen, um über unser Zusammenleben zu sprechen. Dabei habe ich eine Moderatorenrolle übernommen, die es mir erlaubte, die Diskussion über unsere Gemeinschaft vom Allgemeinen hin zu konkreten Problemen zu öffnen. Eingestiegen sind wir mit der Frage: „Was ist mir wichtig?“. Bewusst offen gestellt, aber dennoch mit der Intention, über die WG zu sprechen, haben wir einige Minuten lang Stichpunkte zu der Frage aufgeschrieben. Dabei kamen viele Überschneidungen heraus wie zum Beispiel „Mehr als Zweck-WG“, „Kommunikation“, „Rücksicht“ und „Räume gemeinsam gestalten“. Einige Punkte wurden genannt, die sehr individuelle Bedürfnisse widerspiegeln, wodurch ein Gespür in der Gruppe entstand, wem was wichtig ist, auf das später aufgebaut werden konnte. Im weiteren Verlauf sind wir konkreter geworden und haben gemeinsam die Entwicklung durch die Listen reflektiert. Aus genannten Gründen waren wir uns einig, dass die Listen ihren Zweck nicht erfüllten. So haben wir uns Gedanken über eine andere Methode der Aufteilung gemacht und damit begonnen, alle möglichen Aufgaben zu sammeln. Diese haben wir anschließend in vier (Verantwortungs-)Bereiche sortiert und versucht, eine gerechte Aufteilung zu finden. Klarer Vorteil der Aufteilung ist die gesunkene Hemmschwelle, liegen gebliebene Aufgaben anzusprechen, da jede Aufgabe in den Zuständigkeitsbereich einer bestimmten Person fällt. Außerdem hilft die Aufteilung, ein Pflichtbewusstsein für den jeweiligen Bereich zu

entwickeln, da wir alles gemeinsam und im Einverständnis beschlossen haben. Gleichzeitig haben wir betont, dass die aufgeteilten Arbeitsbereiche nicht in Stein gemeißelt sind, sondern immer wieder bei darauffolgenden Meetings gemeinsam reflektiert, revidiert und angepasst werden können (wie es dann auch bei einem zweiten Plenum geschehen ist). Die Ordnung ist demnach kontingent geblieben. Darüber hinaus haben wir beschlossen, uns alle zwei Wochen zusammenzusetzen und darüber zu sprechen, wie es in der WG läuft. Zum einen sollen diese Treffen genutzt werden, um über die vorgenommene Aufgabenteilung zu sprechen und diese wenn nötig anzupassen. Zum anderen können offene Probleme und Dinge, die die Mitbewohner*innen stören, angesprochen werden.

Das erste Meeting durchzuführen stellte eine Herausforderung für mich dar. Ich war mir sehr unsicher, wie die Aufnahmebereitschaft bei diesem sehr offenen Ansatz sein würde. Um Transparenz zu schaffen, habe ich allen im Vorhinein von diesem Projekt im Rahmen des Seminars „Demokratie zwischen wissenschaftlicher Theorie und experimenteller Praxis“ erzählt. Entgegen meiner Sorgen und Befürchtungen fielen die Reaktionen sehr positiv aus und alle hatten Lust, mich durch die Teilnahme bei der Projektdurchführung zu unterstützen. Auch sahen sie die Notwendigkeit, über unser Zusammenleben zu reden. Eine weitere Herausforderung war es, einen Termin zu finden, an dem wir alle Zeit hatten. Dadurch, dass wir alle viel unterwegs waren, hat dies zwei Wochen gedauert, wodurch sich meine Unsicherheit in Bezug auf das Projekt verstärkte. Letztlich haben sich meine Bedenken dann jedoch zerstreut.

Das Projekt kann für mich rückblickend, auf mehreren Ebenen, als gelungener Versuch gelten. Zum einen haben wir allein bei unserem ersten Treffen einen deutlichen Fortschritt hin zu einer gerechteren WG-Ordnung, mit der sich alle wohl fühlen, geschaffen. Zum anderen haben wir ein Gespür für die verschiedenen Bedürfnisse entwickelt und können in Zukunft besser aufeinander eingehen und konstruktiver Kritik üben. Ohne es zu merken, quasi ganz nebenbei, haben wir einen Diskurs und Diskursraum geschaffen, indem wir einen regelmäßigen Austausch über unser Zusammenleben und die Gestaltung unseres gemeinsamen Zuhauses hegen.

Schlussfolgerung und Impulse für die radikalen Demokratietheorien

Im Blockseminar konnte ich wichtige Impulse für die Konzeption und Durchführung meines Projekts sammeln. Neben der Pflichtlektüre über

die radikalen Demokratietheorien sind hier vor allem die Übungen und die gemeinsam daraus erschlossenen Erkenntnisse zu nennen. Gerade die ersten zwei Übungen, in denen wir uns als Gruppe eine Regel und anschließend eine Verfassung geben sollten, waren für mein Projekt von besonderem Interesse. Sie haben sehr gut vermittelt, wie schwierig es sein kann, sich in einer Gruppe auf konkrete Punkte zu einigen und gemeinsame Regeln festzuhalten. Da Menschen grundlegend verschiedene Bedürfnisse und Vorstellungen von Gerechtigkeit haben, kostet es offenbar viel Zeit und Energie, alle Interessen und Meinungen einerseits zu berücksichtigen und andererseits in verbindliche Regeln zu übertragen.

Für mich war es spannend zu merken, wie energie- und nervenaufreibend ein radikaldemokratischer Ansatz sein kann, auch wenn es nur um unseren Umgang mit der Zeit an jenem Seminar-Wochenende ging. Dennoch hat diese Übung mich ermutigt, die Herausforderung anzunehmen und den Raum für einen vergleichbaren Prozess in meiner WG zu öffnen. Sie war rückblickend sehr wegweisend für die Findung meines eigenen Projekts. Interessanterweise lassen sich einige Parallelen zwischen den Resultaten aus der Übung und denen meines Projekts ziehen. Genau wie in der Übung haben wir auch in der WG eine Art „Offenheits“-Klausel eingeführt, um dem kontingenten und stets wandelbaren Charakter unserer WG-Ordnung gerecht zu werden. Eine weitere Parallele lässt sich in der Abwesenheit von Sanktionen feststellen. Wir haben weder in der WG noch in der Übung besprochen, wie mit Regelverstößen umgegangen werden soll. In beiden Gruppen schien ein Grundvertrauen darüber zu existieren, dass gemeinsam vereinbarte Regeln eingehalten werden.

Hierbei stellt sich für mich die Frage, wie damit umzugehen ist, wenn verbindliche Regeln gebrochen werden und vorher keine Sanktionen vereinbart wurden. Eine weitere Problematik, mit der sich die radikalen Demokratietheorien eingehender beschäftigen könnten, ist folgende Frage: Wie ist mit einer Situation umzugehen, in der zwei Individuen konträre Bedürfnisse haben, die sich schlicht nicht miteinander in Einklang bringen lassen? Vor allem dann, wenn das grundlegende Wohlbefinden der beiden Personen von diesem und jenem Bedürfnis abhängt? Zur Veranschaulichung möchte ich ein Beispiel aus meiner WG heranziehen: Wenn ein*e Mitbewohner*in sich ständig nach räumlicher Veränderung und kreativer Gestaltung sehnt, während ein*e andere*r Mitbewohner*in ein starker Gewohnheitsmensch ist und große Schwierigkeiten mit Veränderung hat, stehen alle Beteiligten vor einem nicht zu lösenden Bedürfniskonflikt. Wie damit meiner Meinung nach umzugehen ist, führe ich weiter unten aus.

Der zweite Block des Seminars hat versucht, hierauf eine Antwort zu geben. Die Übung „Krieg um die Stühle“ hat gezeigt, dass es unter Umständen möglich sein kann, über Kooperation verschiedene Ziele miteinander zu vereinen. Allerdings gilt das nur unter solchen Begebenheiten, in denen sich individuelles Handeln in gewisser Weise miteinander kombinieren lässt, sodass am Ende alle das bekommen, was sie möchten. Selbstverständlich lässt sich dieses Experiment nicht originalgetreu auf unsere von Subjektivierungen und Misstrauen durchzogene Gesellschaft übertragen. In der realen Welt spielen eine Reihe von Faktoren hinein. Dennoch gibt und gab es eine Reihe von Bewegungen, die aufgrund von verschiedenen Formen von Diskriminierung und Unterdrückung gegenüber diversen Minderheiten bewusst inklusiv gestaltet sind und zu einem gemeinsamen Kampf aufrufen. Exemplarisch hierfür lässt sich die Black-Lives-Matter-Bewegung heranziehen, die seit ihrer Entstehung strukturellen Rassismus unter anderem mit kapitalistischen, patriarchalen, ableistischen und nationalistischen Strukturen und Institutionen zusammendenkt und nicht getrennt voneinander betrachtet (vgl. Taylor 2017: 219). Die Übung hat sehr schön veranschaulicht, dass radikaldemokratisch reflektierte Konfliktaustragung dabei helfen kann, ‚lager-‘ bzw. gruppenübergreifende Formen des Verbündetseins zu finden und durch Kooperation einen Benefit für alle zu schaffen. Das stellte gleichfalls einen wichtigen Impuls dar, den ich ständig für das Projekt, mein WG-Leben und auch zukünftige WGs im Hinterkopf behalten werde.

Auf meine Theorie von Demokratie haben diese Übungen ebenfalls einen starken Einfluss gehabt. Beziehungsweise habe ich erst durch dieses Seminar eine solche entwickelt. Durch mein Projekt komme ich zu dem Schluss, dass es Bedürfnisse, Wünsche oder Ideen gibt, die sich nicht miteinander vereinbaren lassen – wie es das Beispiel der räumlichen Gestaltung in meiner WG aufzeigt. Ziel muss es sein, ein Einfühlungsvermögen für die jeweils andere Person zu entwickeln und sich Stück für Stück anzunähern, bis es zu einem Kompromiss kommt, mit dem beide Parteien einerseits leben können und andererseits nicht das Gefühl bekommen, die eigenen Bedürfnisse zu stark vernachlässigt zu haben. Da nicht objektiv beurteilt werden kann, wie wichtig jenes Bedürfnis für die jeweilige Person ist, lässt sich ein solcher Disput lediglich intersubjektiv und mit viel Kommunikationsbereitschaft lösen. Im Gegensatz zu den deliberativen Demokratietheorien geht es hierbei nicht um den zwanglosen Zwang des stärkeren Arguments und die Annahme, es gebe für Interessenkonflikte die eine rationale und objektiv bestmögliche Lösung. Dies würde die individu-

elle Bedürfnislage zweier sich ausschließender Positionen negieren. Die Grundlage für eine Kommunikation auf Augenhöhe setzt die Befragung der eigenen Interessen sowie ein gewisses Maß an Mitgefühl für die andere Person voraus. Denkbar wäre für das Beispiel der WG-Gestaltung auch eine Aufteilung nach Räumen und genaue Absprachen, was, wann und wie verändert wird, mit eingeholter Rückmeldung, ob das für alle Beteiligten in Ordnung ist. Für mich ist jedenfalls klar, dass (radikale) Demokratie nicht funktioniert, ohne Abstriche zu machen und zu kooperieren.

Dieser Befund lässt sich meines Erachtens von der Mikroebene (meine WG) auch auf die Meso- und Makroebene übertragen. Das Projekt hat mir gezeigt, wie schwer es sein kann, auf individuelle Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen – und das schon bei einer Gemeinschaft von vier Personen. Wie sollen dann ganze Kommunen, Städte und Nationen mit der Herausforderung zurechtkommen, (möglichst) alle Interessen zu berücksichtigen?

In meinen Augen sollten sich die radikalen Demokratietheorien konkret damit auseinandersetzen, wie es gelingen kann, benachteiligten Minderheiten mehr Gehör zu verschaffen und ihre Bedürfnisse als mindestens ebenbürtig mit denen des stereotypisch weißen, hetero-cis Mannes in der breiten Gesellschaft anzuerkennen. Konkret denke ich zum Beispiel an Menschen mit körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen, die weitestgehend in der Öffentlichkeit ausgeblendet oder stigmatisiert werden und deren Bedürfnis nach Mobilität (beispielsweise bei Menschen, die auf Rollstühle angewiesen sind) stark beschnitten ist. Mit Rancière gesprochen, sind diese Menschen in unserer bestehenden „polizeilichen Ordnung“ ein Teil ohne Anteil oder auch Anteillose (zit. n. Flügel-Martinsen 2020: 92). Ein weiteres Beispiel, um das es auch in meinem Projekt ging, ist die Frage nach der Aufteilung von Care-Arbeit. Trotz emanzipatorischen Fortschritts ist es noch sehr verbreitet, dass die oft unbezahlte und unsichtbare Haushaltsarbeit von Frauen übernommen wird. Mit dem Begriff der Kontingenz soll an dieser Stelle betont werden, dass diese Tatsache keiner natürlichen oder gar gottgegebenen Ursache entspringt, sondern historisch gewachsen ist und als eine Nebenfolge des Industriekapitalismus gesehen wird (vgl. Comaroff/Comaroff 2002: 249). Mit den radikalen Demokratietheorien lässt sich sagen, dass es keine objektiven Letztbegründungen für diese Geschlechterordnung gibt und sie daher stets wandelbar ist.

Mein Projekt kann somit als Versuch gelten, die radikalen Demokratietheorien auf einer Mikroebene (radikale Demokratie in meiner WG) praktisch zu untersuchen und Rückschlüsse auf gesamtgesellschaftliche Fragen auf der Makroebene zu ziehen. Damit einhergehend soll dieser Projektbe-

richt einen Beitrag zur weiteren Erforschung der radikalen Demokratie mit Blick auf konträre, sich einander ausschließende Bedürfnisse einzelner Personen(-gruppen) leisten.

Literatur

Comaroff, John L./Comaroff, Jean 2002: Hausgemachte Hegemonie. In: Conrad, Sebastian/ Randeria, Shalini (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/New York, 247–282.

Flügel-Martinsen, Oliver 2020: *Radikale Demokratietheorien zur Einführung*. Hamburg.

Taylor, Keaanga-Yamahtta 2017: *Von #BlackLivesMatter zu Black Liberation*. Münster.

Demokratie in Gruppenprojekten – Wie Methoden und Praktiken der radikalen Demokratietheorien genutzt werden können, um informell strukturierte Gruppen zu ordnen. Ein Experiment

Moritz Köster

Ausgangspunkt des Projekts

Zusammen mit drei Freunden führe ich Musikveranstaltungen, subsumierbar unter dem Begriff „Party“, in Bielefeld durch. Einige andere Freund*innen¹ unterstützen uns zum Teil regelmäßig dabei. Innerhalb der Gruppe habe ich ein Experiment zur Etablierung demokratischer Methoden durchgeführt. In diesem Kapitel wird dargelegt, welche Charaktere beteiligt sind, welchen Status die Gruppendynamik vor dem Experiment hatte und welche Implikationen sich für mich aus den radikalen Demokratietheorien ergeben.

Im Moment beschränkt sich das Gruppenvorhaben auf eine monatlich stattfindende Veranstaltung in einer Bielefelder Diskothek. Für diese erhalten wir eine Gage. Wir beabsichtigen mit den eingenommenen Gagen größere und unabhängigere Veranstaltungen durchzuführen. Diese sollen hauptsächlich einen unterhaltenden Charakter haben und es soll vorwiegend elektronische Musik gespielt werden, von der wir denken, dass sie uns und dem Publikum gefällt. Die Veranstaltungen sollen weniger als Produkt eines künstlerischen Programms gelten, sondern in erster Linie als Möglichkeit gedacht sein Spaß zu haben, ohne einer entsprechenden Gruppe (sog. „Szene“) anzugehören. Da nur vier Personen maßgeblich beteiligt sind, werden diese kurz vorgestellt.

Person A ist Teilhaber und Geschäftsführer einer haftungsbeschränkten Unternehmungsgesellschaft (nachfolgend UG genannt) für Veranstaltungszwecke. Über diese werden die Veranstaltungen abgerechnet. Er ordnet sich selbst politisch/ gesellschaftlich „stark linksorientiert und demokratiebeja-

1 Im Text wird die gegenderte Form benutzt, insofern dies nötig ist. Da die vier Projekt-Beteiligten sich als männlich identifizieren wird in der Beschreibungen dieser Gruppe die männliche Form genutzt.

hend“ ein. Person B ordnet sich politisch/ gesellschaftlich und gegenüber Demokratie keiner Position zu und ist dahingehend nicht sehr interessiert. Person C ordnet seine politische/ gesellschaftliche Einstellung eher liberal und eher demokratiebefürwortend ein. Meine Ansichten über Politik und Gesellschaft sind eher im linken Bereich verortet. Demokratie halte ich generell für eine sehr faire und erstrebenswerte Form der Gruppen- und Gesellschaftsstrukturierung. Wir alle arbeiten in Teil- oder Vollzeit und zwei Personen studieren. Einige Personen sind sehr erfahren in der Organisation von Veranstaltungen.

Ausgangspunkt des Projektes war, dass die bis zu dessen Beginn durchgeführten Veranstaltungen gut funktionierten. Es gelang uns jedoch nicht, das Konzept weiterzuentwickeln und zum Beispiel größere oder Freiluft-Veranstaltungen durchzuführen.

Ich habe den Grund dafür darin gesehen, dass wir uns alle häufig nicht in Bielefeld aufhalten oder nicht hier wohnen, unterschiedlich intensiv berufstätig sind und verschiedene Zeitpläne haben. Dadurch kam es relativ selten zu Zusammentreffen, um vergangene Veranstaltungen und zukünftige Planungen durchzusprechen. Dies stellte eine organisatorische Herausforderung dar. Das zweite Problem war intra- bzw. interpersonell: Die stattfindenden Clubveranstaltungen unterliegen einer monatlichen Routine. Daher divergierte die individuell wahrgenommene Dringlichkeit für Weiterentwicklungen. Durch unterschiedliche Ansichten über die Zielerreichung und fehlende Abstimmungen war es mit fortlaufender Zeit schwieriger und demotivierender, sich über neue Konzepte bzw. die konkrete Ausgestaltung von Veranstaltungen einig zu werden. Dadurch haben sich die Arbeitsweise und die Gruppendynamik versteift und die Vision, wie wir als Gruppe agieren und veranstalten, hat sich für jede Person anders entwickelt. In der Folge entstanden immer wieder Uneinigkeiten. Die Konflikte äußerten sich bisher zum Beispiel in der Wahl des Veranstaltungsformats, den Vorstellungen, wie wirtschaftlich die Veranstaltungen sein sollen und der Bereitschaft, weitere Konzepte zu entwickeln und umzusetzen.

Ich habe das Demokratische in diesem Fall als eher schwach ausgeprägt angesehen. Es ist im Sinne der radikalen Demokratietheorien demokratischer, einen regelmäßigen, gemeinsamen Austausch stattfinden zu lassen und nicht Absprachen in vier Zwei-Personen-Konstellationen zu treffen, in denen es unmöglich ist, die bisherige Struktur der Gruppe zu reformieren. Weiterhin wäre es erstrebenswert, demokratische Verfahren oder Regeln festzulegen, nach denen Entscheidungen getroffen werden können, wenn kein Konsens vorliegt. Beides würde sich positiv auf das Partizipationspo-

tenzial auswirken, da die Mitglieder der Gruppe gleichmäßig eingebunden werden, Transparenz geschaffen wird und die Meinungen und Bedürfnisse der Personen in die Gruppenentscheidung einfließen könnten.

Aus dem identifizierten Problem leitete ich drei Handlungserfordernisse ab: 1) Es bedarf einer demokratischen Struktur bzw. eines Verfahrens, bei der die Gruppe anerkennt, dass dort Entscheidungen produziert werden. 2) Es bedarf eines Formats, in dem regelmäßig vergangene und zukünftige Veranstaltungen besprochen werden, um Erwartungen und Bedarfe zu kommunizieren und so Ziele zu formulieren. 3) Durch heterogene Werte und Expertise bedarf es Verfahren, die es ermöglichen, zielgerichtet Konflikte für alle zufriedenstellend zu lösen. Diese müssen nicht unumstößlich, sondern als Teil der Gruppenpolitik hinterfragbar und offen für Kritik sein. Diese Regeln sollen einer möglichen Konsensfindung nicht entgegenstehen.

Durch verschiedene Weltansichten, Expertise und private oder berufliche Erfahrungen ist im Vorhinein nicht klar gewesen, ob die anderen Personen weitere oder keine Probleme identifizieren. Außerdem war nicht abzusehen, ob die anderen Personen möglicherweise andere Handlungserfordernisse ableiten würden. Im Laufe des Experiments sollten diese Punkte im Blick behalten werden, um im Sinne der radikalen Demokratietheorien auch die Vorstellungen der anderen anzunehmen und die Problemdefinition als subjektiv einzuordnen.

Planung, Erwartungen und Erfolgskriterien des Experiments

Das geplante Vorgehen des Projekts sah vor, mit den anderen mindestens ein Treffen zu veranstalten und dabei über den aktuellen Status und mögliche Weiterentwicklungen der Zusammenarbeit zu sprechen. Im Folgenden werden meine Erwartungen an das Experiment und die Kriterien zur Erfolgsmessung des Experiments und ihr Bezug zu den radikalen Demokratietheorien dargelegt.

Ziel des Gesprächs war es, die aktuelle Stimmung und Einstellung der Personen gegenüber dem Vorhaben und der ursprünglichen Vision zu ergründen. Ebenfalls sollten Probleme, die sich aus Sicht der Personen ergeben, besprochen werden. Auf dieser Basis war geplant, Handlungsalternativen zu entwickeln und anschließend eine Einigung über kurz- bis mittelfristige Ziele und langfristige Visionen festzuhalten. Das übergeordnete Ziel war, einen Konsens über die Zukunft des Projekts zu erzielen, die von mir identifizierten Problempunkte mit den anderen zu besprechen und

eine Lösung zu finden. Dabei sollten vor allem die Strukturen, in denen das Projekt bis zu jenem Zeitpunkt stattfand, reflektiert werden. Dazu gehörten aus meiner Sicht die Aufbewahrung der Einnahmen in der UG von A ohne eine andere formale Struktur, ausbleibende regelmäßige Treffen, unzureichend abgestimmte Diskussions- bzw. Entscheidungsverfahren, fehlende Strategien, Planungen oder Pflichten, die über den nächsten Clubauftritt hinausgingen.

Als Herausforderung nahm ich an, dass die Personen möglicherweise keine Einigungen über die formale Struktur, regelmäßige Treffen und Verfahren erzielen werden, falls die Notwendigkeit hierfür nicht von allen wahrgenommen würde. Weiterhin war ich nicht sicher, ob sich die Beteiligten darauf einlassen, diese Diskussion im Rahmen eines Universitäts-Projekts zu führen. Daher wurde dieser Aspekt zunächst verschwiegen und erst am Ende kommuniziert.

Ich ging im Vorhinein davon aus, dass ein gemeinsamer Termin zur Diskussion gefunden werden könnte und sich alle über die Weiterverfolgung der ursprünglichen Vision einig sein würden. Dies stellt zwei Erfolgskriterien dar, die als Mindestanforderung für das Gespräch galten. Außerdem hielt ich es für wahrscheinlich, dass die von mir wahrgenommene Problemlage nicht automatisch von jedem der drei anderen Personen verstanden, nach einer Erklärung aber angenommen werden würde. Einen Raum für die Probleme der Teilnehmer zu erhalten stellt deswegen einen weiteren Erfolgsfaktor dar.

Vor dem Gespräch nahm ich außerdem an, das Experiment sei als sehr erfolgreich zu werten, wenn Einigungen über Absichten, Regeln und Termine erzielt werden würden. Eine möglichst große Zahl an Einigungen unter Einsatz der Methoden sah ich als äquivalent zur Ausprägung des Erfolgs des Experiments. Abgeleitet habe ich diese Regelung aus dem Seminar zu den radikalen Demokratietheorien: Das Seminar vermittelte, dass in den radikalen Demokratietheorien die Aussprache, die Aufnahme und die Verarbeitung von anderen Ansichten, selbst wenn diese divergieren, essenziell sind. Dadurch können die eigenen Vorstellungen ebenfalls kritisch hinterfragt werden. Dort wurden Methoden vorgestellt, die einen demokratischen Modus zur Verständigung über Probleme erzeugen können und die im besten Falle Einigungen oder zumindest Verständnis zur Folge haben. Im Sinne der radikalen Demokratietheorien wäre es dann erfolgreich, wenn jeder seine Ansichten über das Projekt teilen konnte und Probleme angesprochen und diskutiert wurden und zumindest der Versuch unternommen wurde, unter Berücksichtigung der Partikularinteressen eine Einigung zu erzielen.

Dies stellte eine weitere Mindestanforderung dar. Zu diesem Zweck wurde die Methode „Mahloquet“ genutzt. In der Verwendung radikal-demokratischer Methoden, wie der Mahloquet, habe ich den Vorteil gesehen, dass die Diskussion von Problemen und Wahrnehmungen nicht von Machtgefällen, Hierarchien oder der Stärke von Argumenten abhängen muss, sondern unter Berücksichtigung unterschiedlicher Einstellungen von Reflexivität geprägt ist. Die Mahloquet ist ein Gesprächsverfahren, das ermöglichen soll den eigenen Standpunkt unter Rücksichtnahme anderer Perspektiven zu reflektieren. Bei dem Konzept besteht zunächst nicht die Absicht, Einigungen zu erzielen, sondern die Standpunkte verschiedener Personen anzuhören. Das Konzept wurde im Rahmen des Seminars geübt und ich erwartete, dass es für unsere Gruppe einen großen Mehrwert bieten könnte. Durch diese Struktur und den Anlass des Treffens sollte eine Möglichkeit geschaffen werden, die es den Gruppenmitgliedern ermöglichen sollte, zumindest zu diskutieren, ob sich die Gruppe verändern solle. Mit den in der Diskussion getroffenen Absprachen sollte sich daher jede Person insoweit identifizieren können, dass damit in der Zukunft gerne gearbeitet werden würde.

Im Umkehrschluss wäre das Experiment als gescheitert anzusehen, wenn kein Treffen stattfinden konnte bzw. die Kommunikation individueller Problemsichten, sowohl innerhalb als auch außerhalb eines Treffens, nicht möglich gewesen wäre. Dadurch wäre verhindert worden, wahrgenommene Probleme zu kommunizieren.

Entscheidend für den Erfolg war die Wahrnehmung der anderen in Bezug auf das Projekt, das von mir identifizierte Problem und die Notwendigkeit, eine gemeinsame Lösung zu finden. Als besonders erfolgreich habe ich das Projekt daher gewertet, wenn über die Struktur der Gruppe, regelmäßige Termine und Entscheidungsregeln Einigungen erzielt werden könnten. In dem Falle sehr spezifischer Einigungen wurde das Projekt als noch erfolgreicher gewertet. Diese Punkte müssen nicht final ausgehandelt sein. Sofern die Absicht besteht, die getroffenen Verabredungen in Zukunft umzusetzen, ist dies bereits als erfolgreiche Annäherung innerhalb der Gruppe durch ein demokratisches Moment anzusehen. Dieses demokratische Moment wurde von mir als besonders wichtig wahrgenommen, da sich die Gruppe über längere Zeit durch Freundschaften formiert hat und erst später konkrete Absichten verfolgt wurden. Diese sind teilweise mit einem unentgeltlichen, freiwilligen und hohen Organisationsaufwand verbunden. Da die Freundschaften informeller Natur sind, waren Entscheidungsverfahren

ren eher durch Entscheidungen auf der Basis von Autorität durch Charisma bzw. Expertise geprägt. Konflikte waren selten, wurden aber in der Regel durch das Prinzip des kleinsten gemeinsamen Nenners gelöst oder durch die Person entschieden, der die Gruppe die größte Expertise auf dem Gebiet zugesprochen hat. Für den sehr erfolgreichen Ausgang war es nicht entscheidend, den Status quo der Partyreihe zu verändern. Es musste nur eine Einigung bestehen, ob die Gruppe sich verändern wolle und durch welche Prozesse dies geschehen solle. Dieses Kriterium geht maßgeblich aus den Gemeinsamkeiten der radikalen Demokratietheorien im Punkt der Entscheidungen einher: Durch die Infragestellung der aktuellen Situation wird diese politisiert. In dem Zuge, indem beschlossen wird, entweder am bisherigen Vorgehen festzuhalten oder dieses zu verändern, gewinnt die gewählte Alternative an Legitimität. Hiermit wird insbesondere dem Ansatz des „demokratischen Dezisionismus“ von Greven (2000, zit. n. Sack 2019) gefolgt, demzufolge die Bewusstseins- und Verhaltensveränderung über mehrere Alternativen, unter Partizipation, Legitimation erzeugen kann. Durch die Einbindung der Gruppenmitglieder und die Diskussion von Alternativen kann eine Legitimation für die gewählte Alternative erzeugt werden, indem entschieden und der Status quo nicht durch dritte Faktoren unbewusst determiniert wird (vgl. Sack 2019: 508–511).²

Im Sinne einer erfolgreichen Erkenntnis über das politische Moment und den Konflikt hätte selbst ein nicht stattgefundenes Gespräch einen Anlass für zukünftige Gespräche gebildet. Die Gründe des nicht stattfindenden Gesprächs hätten auch eine Erkenntnis zur Folge gehabt.

Relevant ist außerdem die Frage, welchen Anschluss das Projekt an die radikalen Demokratietheorien hat. Vorab war ich davon überzeugt, dass das Projekt eine Antwortmöglichkeit dafür bieten könnte, inwiefern durch die Ansätze der radikalen Demokratietheorien informelle Strukturen einer, vorrangig durch Freundschaft geprägten, Gruppe zielgerichtet und in Bezug auf die Durchführung eines gemeinsamen Vorhabens weiterentwickelt werden können. Das Resultat wäre die Professionalisierung der Gruppe, um ökonomische Aktivitäten durchzuführen, ohne dass Freundschaften durch formale oder informale Hierarchien darunter leiden. Denn für uns spielen ökonomische Gesichtspunkte eine eher untergeordnete Rolle: Finanzielle Mittel sind das Mittel zum Zweck der Durchführung von

2 Die Erfolgskriterien und ihre Ausprägung nach dem Ende des Experiments sind auch unten in Tabelle 1 zu finden.

Veranstaltungen. Im Experiment wurde daher nur die Frage aufgegriffen, inwiefern sich die Veranstaltungen selbst tragen sollen.

Verlauf und Ergebnis des Experiments

Das Gespräch hat wie geplant am 04.06.2023 stattgefunden und alle Projekt-Beteiligten haben teilgenommen. Da das Gespräch von mir initiiert wurde, habe ich die anderen über den Grund aufgeklärt, mich mit ihnen über den aktuellen Stand des Projekts und ihre Ansichten dazu auszutauschen. Ich erklärte ihnen, ich wolle die Regeln der Mahloquet nutzen, um das Gespräch zu strukturieren. Davon waren nicht alle Gruppenmitglieder überzeugt, da sie dies für das Treffen als redundantes Konzept ansahen. Ich erläuterte, dass wir diese in einem Seminar benutzt hatten und ich interessiert daran sei, das Konzept einmal in der Praxis zu testen. Dabei wurde verschwiegen, dass es sich explizit um ein demokratisches Konzept handelt. Daraufhin stimmten die Beteiligten zu, dem Konzept eine Chance zu geben. Wir erläuterten nacheinander unsere Sicht auf das Projekt und nach jedem Beitrag konnten Verständnisfragen geklärt werden. Ich begann mit meinen Ansichten und es folgten A, C und B. Zwischen jeder Person wurden Verständnisfragen gestellt. Teilweise gingen diese in Kritik oder Diskussionsansätze über, konnten aber durch die Methode der Mahloquet recht schnell wieder in die beabsichtigte Bahn gelenkt werden. Die Regeln umfassen zum Beispiel die Gleichstellung der Redner*innen ohne übergeordnete Instanzen, gegenseitiges Zuhören und Aussprechenlassen, das Stellen von Verständnisfragen und den Versuch, Wertungen zu vermeiden.

Zusammenfassend wurde der bereits geschilderte Status quo mit der identifizierten Problemansicht nicht als unzutreffend wahrgenommen. Die Zufriedenheit mit dem Status quo variierte jedoch stark und insbesondere die identifizierten Handlungserfordernisse, häufigere Treffen abzuhalten und Diskussionsverfahren und Regeln zu etablieren, wurden kritisch aufgenommen. Wie erwartet waren alle von der Vision überzeugt und möchten diese weiter vorantreiben. Wie sehr sich die Mitglieder verpflichten wollten, variierte aber ebenso wie das bevorzugte Veranstaltungsformat. Recht einig waren wir darüber, im Gegensatz zu früheren Überlegungen teilweise profitable Formate zu etablieren, um Anschubkosten zukünftiger Veranstaltungen, Gagen und weitere unprofitable Formate finanzieren zu können. Überzeugt war die Gruppe davon, eine formale Struktur finden zu wollen, die über die UG von A hinausgeht. Darüber hinaus wurden vor

allem gruppenexterne Hindernisse als Probleme aufgeführt und ebenfalls die unterschiedlichen zeitlichen Kapazitäten der Gruppenmitglieder unterstrichen.

In der anschließenden Diskussion widmeten wir uns zunächst möglichen Veranstaltungsformaten, die wir innerhalb der nächsten zwei Jahre und innerhalb der nächsten vier Jahre etablieren wollen. Die Beteiligten äußerten ihre Vorstellungen und Wünsche und daraufhin wurde diskutiert, wie sich diese in anschlussfähige, realistische Konzepte umsetzen lassen und wie diese zu finanzieren sind. Einigungen darüber konnten recht zielstrebig durch Kompromisse und Konsens erzielt werden. Daraufhin widmeten wir uns der formalen Struktur und kamen recht schnell zu dem Ergebnis, dass wir gemeinsam einen Verein anstreben. In der Folge schlug ich vor, den Verein ebenfalls entlang demokratischer Diskussions- und Entscheidungsverfahren auszurichten, um damit zielgerichtet und motiviert arbeiten zu können. Diesem Vorschlag wurde zugestimmt. Auffällig war, dass sich die Ansichten, was in diesem Kontext demokratisch sei, teilweise stark unterschieden. Zur Sprache kamen unter anderem Veto-Rechte, ein (gewählter) allein entscheidender Vorstand oder Personen, die gemäß ihrer Expertise auf diesem Feld absolut autonom entscheiden können. Diese Vorschläge wurden besonders im Hinblick auf die Simplizität ihrer Entscheidungsverfahren geäußert, da es die Gruppe der „Entscheidenden“ gäbe, die besondere Rechte genießen, und die Gruppe derer, die nicht entscheiden und auch von vielen Pflichten befreit wären. Abgesehen von mir war keine Person gegenüber einem der genannten Verfahren stark abgeneigt. Um die Diskussion nicht zu einer Debatte über Machtteilung und -konzentration werden zu lassen, wurde vorgeschlagen, zunächst bei zukünftigen Veranstaltungen wesentliche Aspekte vorab zu diskutieren und die Abstimmungen möglichst im Konsens stattfinden zu lassen. Im Falle eines Scheiterns sollten Lösungen über Kompromisse erreicht werden, die sich an den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Mitglieder orientieren. Welche Aspekte hierbei „wesentlich“ sind, ließ sich nicht abschließend klären. Es wurden am Ende keine Abstimmungsverfahren und entscheidungsbefugte Positionen beschlossen, da sie von der Gruppe nicht als nötig oder wünschenswert angesehen wurden. Die Vereinssatzung und etwaige Regelungen sollen in naher Zukunft im Konsens beschlossen und von zwei Personen ausgearbeitet werden. Durch die neuen Planungen und Vorhaben bestand schlussendlich die Einsicht, dass es sinnvoll wäre, einmal im Monat einen Termin zu finden, der von den Beteiligten zur Abstimmung genutzt werden kann.

Die Beteiligten haben erklärt, der Termin sei gut gewesen, um das gemeinsame Projekt voranzutreiben und fühlten sich dessen Ziel verbundener als vor dem Experiment. Zum Schluss habe ich die Beteiligten darüber aufgeklärt, dass das Gespräch im Rahmen eines Experiments für eine universitäre Veranstaltung stattfand. Die Reaktionen fielen gemischt aus: Teilweise wurde die Meinung vertreten, es sei unfair gewesen, darüber vorab nicht aufzuklären; eine andere Person fand es hingegen spannend. Verständnis für mein Vorgehen konnte erreicht werden, nachdem ich darlegte, dass ich den Grund und das Verlangen für das Gespräch bereits vorher verspürte und mir das universitäre Seminar den Anlass gab, diese Themen anzusprechen. Außerdem sei das geteilte Empfinden über die Ursachen des Status quo ein Anhaltspunkt dafür, dass wir dieses Gespräch bereits viel früher hätten führen können.

Schlussfolgerung

Abschließend wird im Folgenden kurz dargestellt, wie ich das Experiment bewerte, welche Bezüge es retrospektiv zu den radikalen Demokratietheorien gibt und welche Schlüsse ich für mich aus dem Projekt ziehe.

In Tabelle 1 ist abzulesen, wie die Erfolgskriterien bewertet wurden. Die Durchführung des Experiments in Form eines Gesprächs war möglich und die Teilnehmer waren bestrebt, den Austausch ernst zu nehmen. Die von mir vorgeschlagenen Regeln der Mahloquet zu benutzen, gestaltete die Gesprächsführung dabei recht leicht und zielstrebig. Damit wurden die Minimalanforderungen für den Erfolg des Projekts erfüllt.

Darüber hinaus beschloss die Gruppe, zukünftig Abstimmungstermine und eine Vereinsstruktur einzuführen sowie mittels Diskussionen und bestmöglicher Konsensfindung Entscheidungen zu treffen. Das Experiment ist im Ergebnis für unsere Gruppe als sehr positiv zu bewerten. In Zukunft wird sich zeigen, wie nachhaltig die getroffenen Absprachen sind. Fraglich ist zum Beispiel, wie lange die mündlichen Absichtserklärungen halten oder wie die gefundenen Lösungen im Vereinskontext mit mehr Personen standhalten. Diese Fragen lassen sich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht beantworten, werden aber in Zukunft möglicherweise noch häufiger die unterschiedliche Auffassung von Demokratie und Politik in der Gruppe auf die Probe stellen.

Tabelle 1: Auswertung der Erfolgskriterien

Das Experiment gilt mindestens als erfolgreich, sollten die fünf nachfolgenden Punkte zutreffen	Das Kriterium trifft zu.	Darüber hinaus gilt: Je mehr der nachfolgenden Punkte zutreffen, als desto erfolgreicher wird das Experiment bewertet.	Das Kriterium trifft zu.
Ein Termin mit den vier Beteiligten hat stattgefunden.	Ja	Es konnte vereinbart werden, gemeinsame und regelmäßige Termine durchzuführen.	Ja
Jede Beteiligte Person hat den Raum erhalten sich zu seiner Sicht auf das Projekt und evtl. Probleme und Bedürfnisse zu äußern.	Ja	Es wurden Termine vereinbart.	Nein
Die Personen vereinen sich weiterhin hinter der ursprünglichen Vision.	Ja	Es konnte sich auf mögliche Strukturen geeinigt werden, in denen das Projekt zukünftig weitergeführt werden soll.	Ja
Die Personen haben einander zugehört und konnten Fragen stellen.	Ja	Es wurde eine Struktur vereinbart.	Ja
Die Personen haben versucht, die Probleme zu verstehen und Lösungen zu finden.	Ja	Es wurden potenzielle Regeln für zukünftige Entscheidungen gefunden.	Ja
		Es wurden konkrete Regeln für Entscheidungsverfahren festgehalten.	Nein

Aus der Sicht der radikalen Demokratietheorien hat das Treffen und die Verwendung der Mahloquet einen Modus erzeugt, der es ermöglichte, die aktuelle Situation zu hinterfragen und die Perspektiven aller Beteiligten zu verstehen. In diesem Moment wurde die Gruppe und ihr Vorhaben Gegenstand einer Politisierung. Die Vorstellungen und Ideen der Mitglieder konnten offen besprochen und diskutiert werden und waren nicht nur das Resultat eines unreflektierten, kollektiven Habitus, der über die Zeit entstanden ist. Einen besonderen politischen Moment sehe ich in der Eini-gung, einen Verein zu gründen: Bis zur Gründung befinden wir uns als Gruppe in einem politischen Prozess, der zum Zeitpunkt der Gründung Politik zur Folge hat und eine neue Ordnung der Gruppendynamik bedeutet. Ebenfalls ist in diesem Kontext eine Subjektivierung aufgetreten, indem die Personen das Treffen wahrgenommen haben, sich den Regeln der Mahloquet fügten und die Gruppe sich selbst bestimmte Regeln gegeben hat. Der Konflikt ist dabei vor allem in den unterschiedlichen Ansichten zu Problemen, Erfordernissen, den Wünschen zu Veranstaltungen und zu Entscheidungsprozessen zu finden. Diese Punkte hatten sowohl Kontingenz als

auch die Schaffung einer neuen Ordnung (Stichwort: die Politik) zur Folge: Durch die Einführung von Terminen, dem Anstreben eines Vereins, der Etablierung neuer Entscheidungsregeln und dem Festhalten an der Gruppenvision ist für die Zukunft eine Gruppenpolitik beschlossen worden, die durch ihre fluide Beschaffenheit trotzdem Kontingenz zulässt, die einen Konflikt ermöglicht.

Im Kontext von Theorie und Praxis finde ich auch besonders spannend, dass die Personen teils unerwartete und widersprüchliche Verhaltensweisen aufwiesen. Aufgefallen ist dies in der Einstellung gegenüber den genutzten Methoden, den vorgeschlagenen Verfahren und der Situation, in der das Gespräch geführt wurde. Die Personen, die zunächst gegen die Verwendung der Mahloquet waren, waren am Ende deutlich überzeugter von der Sinnhaftigkeit des Gesprächs als die Personen, die ihre Verwendung schnell angenommen hatten. Ähnlich verhielt es sich bei der Etablierung von Entscheidungsverfahren im angestrebten Verein: Die Personen, die zunächst relativ autokratische Entscheidungsverfahren befürworteten, waren die Personen, deren politische Ansichten dies eigentlich am wenigsten erwarten ließen. Die theoretisch definierten Einstellungen wie „links“, „liberal“, „politik-“ bzw. „demokratiebejahend“ usw. standen am Ende in keinem erkennbaren Zusammenhang zur gelebten Praxis, also der Einstellung gegenüber der Verwendung der Mahloquet, der Befürwortung autokratischer Verfahren oder der Befürwortung bzw. Kritik des Experiments im Rahmen eines universitären Seminars. Die gelebte Praxis war also divergierend zur theoretischen Selbsteinschätzung.

Ich habe daraus gelernt: Die Einstellungen von Personen gegenüber Demokratie oder dem demokratischen System müssen nicht zwingend kohärent zur gelebten demokratischen Praxis sein. Wie demokratisch die eigene Praxis ist, kann stark davon abhängen, wie man das theoretische Konzept der Demokratie bewertet. Zumindest in diesem Fall war dies aber kein Garant für eine demokratische gelebte Praxis. Denn beispielsweise bedeutet „demokratiefürwortend“ nicht, demokratisch zu handeln, wenn dabei nicht reflektiert wird, wie demokratisch das eigene Demokratieverständnis ist. Daraus interpretiere ich, dass die Einstellung gegenüber Politik und zur Demokratie nicht gleichbedeutend mit der Ausgestaltung des eigenen politischen oder demokratischen Handelns sein muss. Insgesamt war es im Experiment nicht ausschlaggebend, wer welche Vorstellung von Demokratie oder Politik hat, da das demokratische Moment, unbewusst oder bewusst, durch den Austausch, die interpersonellen Beziehungen und das gemeinsame Vorhaben quasi automatisch ausgelöst wurde. Die Methode

der Mahloquet oder die Erkenntnisse durch das Seminar hatten sicherlich einen Einfluss auf die Gesprächsführung. Eine Reflexivität, wie sie in den radikalen Demokratietheorien benötigt wird, kann aber durch Methoden alleine nicht erzeugt werden (vgl. Comtesse et al. 2019: 465–468). Durch sie war es jedoch einfacher, den Willen der anderen nachzuvollziehen und dies mit der eigenen Meinung abzustimmen. Außerdem ist mir sehr bewusst geworden, dass das Verstehen theoretischer Konzepte, wie zum Beispiel der Demokratie, möglicherweise nicht universell ist, in der Praxis persönlicher Interaktionen aber unabhängig der politischen oder demokratischen Einstellung stattfinden kann. Jedoch stelle ich auch fest, dass die Dynamiken dieser Gruppe, die sich aus freien Stücken dazu entschieden hat, gemeinsam ein Projekt durchzuführen, teilweise sehr komplex sind. Vor allem wenn es darum geht, kollektiv bindende Entscheidungen zu produzieren, eine Entwicklung anzustoßen oder sich der Gruppe zu fügen.

Ich schließe mit der Beobachtung, dass dies bereits bei vier Personen schwierig war, die in ihren Interessen, ihrem Alter, ihrer sozialen Herkunft und ihren politischen Ansichten nicht stark divergieren. Stattdessen verfolgen sie ein gemeinsames Ziel und sind sich positiv gesinnt. Ebenfalls wäre es interessant, dieses Experiment in einer Gruppe durchzuführen, die nicht vor allem durch persönliche, positive Beziehungen geprägt ist, sondern die sich erst aus dem gemeinsamen Zweck oder einer ökonomischen Motivation heraus formiert: Wie determinierend ist ein starker Fokus auf ökonomisches Handeln? Ist das förderlich bzw. hemmend für demokratische Verfahren? Wie verhält sich dies in Unternehmen? Auch ergibt sich für mich die Frage, wie dies auf eine größere soziale Entität, wie einer Stadt, einem Land oder eine Staatengemeinschaft übertragen werden kann, die in ihrer Beschaffenheit und in ihren Zielen und Herausforderungen ungleich heterogener ist. Möglicherweise bedarf es für eine erstrebenswerte, gesunde Demokratie die Möglichkeit und die Aktivierung der Mitwirkung aller beteiligten Akteur*innen, die über die Möglichkeit des Wählens hinausgeht, sodass Gründe, Konflikte zu führen, zu einem demokratischen Moment werden.

Literatur

Comtesse, Dagmar/Flügel-Martinsen, Oliver/Martinsen, Franziska/Nonhoff, Martin 2019: Demokratie. In: Dies. (Hg.), *Radikale Demokratietheorie. Ein Handbuch*. Berlin, 457–483.

- Greven, Michael Thomas 2000: *Kontingenz und Dezision. Beiträge zur Analyse der politischen Gesellschaft*. Opladen.
- Sack, Detlef 2019: Entscheidung. In: Comtesse, Dagmar et al. (Hg.), *Radikale Demokratietheorie. Ein Handbuch*. Berlin, 504–512.

„See the Unseen“ – Dokumentation und Ausstellung von politischen Graffiti und Stickern an der Universität Bielefeld

Malte Pasler

Ausgangspunkt des Projekts

In einem Treppenhaus im X-Gebäude der Universität Bielefeld findet sich ein auf den ersten Blick unscheinbares Graffiti, bestehend nur aus einem ungleichmäßig gezogenen Kreis und ein paar schiefen Strichen in dünner Linienführung. Erst eine genauere Betrachtung entschlüsselt das Motiv in Gänze: Auf eine Säule des Treppenaufgangs, auf halber Höhe zwischen Erdgeschoss und erstem Stock, hat jemand zuerst ein (leicht verzerrtes) stilisiertes Lambda-Schild – das Symbol der rechtsextremen „Identitären Bewegung“ – gezeichnet. Später wurde jedoch mit mehreren feineren Strichen ein senkrechter Balken durch die Spitze des Λ hinzugefügt, der das Logo der „IB“ zum Peace-Zeichen umwandelt (Abb. 1).

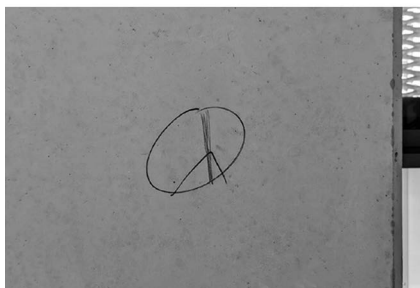


Abb. 1: Graffiti im Treppenhaus, X-E0.

Dieses Graffiti ist nur eines von hunderten Beispielen von Plakaten, Stickern und Graffiti, die die Universität als einen Schauplatz des Politischen ausweisen. Dass dessen Spuren, anders gesagt, dem Ort und seinen Oberflächen unmittelbar eingeschrieben sind, ermöglicht es, sie als solche zu lesen. Dabei können auch in dem durch diese speziellen Medien vermittelten Kommunikations-

raum Konflikte sogar direkt ausgefochten werden, wie das vorgestellte Beispiel zeigt, bei dem der Versuch einer rechtsextremen Markierung buchstäblich durchkreuzt wird. Diese sichtbaren Spuren des Politischen habe ich zum Gegenstand meines Projekts gemacht. Um zu erläutern, warum und inwiefern das ein lohnenswertes Unterfangen sein kann, greife ich eine Reihe von Impulsen aus dem Feld der radikalen Demokratietheorien auf. Auf dieser Grundlage entwickle ich zunächst das Konzept und die

Zielsetzung des Projekts. Der darauffolgende Abschnitt schildert dann meine Vorgehensweise bei dessen Umsetzung. Abschließend gehe ich auf die Schlussfolgerungen ein, die sich aus dem Projektverlauf ergeben haben und die in mehrfacher Hinsicht über das eigentliche Projekt hinausweisen.

Einen Kerngedanken radikaler Demokratietheorien stellt die Unterscheidung von Politik und Politischem, das heißt die Unterscheidung zwischen einer Sphäre institutionalisierter Politik und ihrer Strukturen einerseits und einer Sphäre von deren Infragestellung und möglicher Transformation andererseits, dar (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 77; Martinsen 2019: 583). Damit weist ein radikal-demokratisches Verständnis von Demokratie über die institutionelle Dimension eines (spezifischen) Regierungssystems hinaus und fasst demgegenüber Demokratie mithin gerade als demokratische Praxis in der Sphäre des Politischen auf (vgl. Comtesse et al. 2019: 462f.). Ausgehend von dieser Unterscheidung habe ich mit meinem Projekt eine zweifache Bewegung hin zum Politischen vollführt. Der Blickwinkel verschob sich zunächst von den Institutionen des politischen Systems zur Universität als einem Ort des Politischen. Auch die Universität ist durchzogen von politischen Diskursen und Auseinandersetzungen, die sowohl auf die Institution selbst als auch über sie hinaus auf die gesamte Gesellschaft bezogen sein können. Hier kreuzen sich Konfliktlinien, spiegeln sich Dissonanzen wider. All dies trägt zum Potenzial der Universität als Institution und Ort einer radikal-demokratischen Praxis bei (vgl. Derrida 2001). Doch auch das politische Leben an der Universität ist wiederum in etablierten Strukturen verfasst, wie sie uns zum Beispiel in Form von Hochschulgruppen, Studierendenparlament, AStA, Fachschaften usw. begegnen. Stattdessen wollte ich meinen Blick auf die Spuren politischer Praxis abseits dieser offensichtlichen Institutionalisierungen richten – sozusagen auf die Spuren ihrer ‚unbeleuchteten Rückseite‘.

Dafür habe ich auf dem Universitätscampus Graffiti und Sticker fotografiert, die als Zeugnisse dieser ‚Rückseite‘ zu verstreuten, mitunter unscheinbaren und wenig beachteten Teilen des öffentlichen, politischen Raums werden. Die Absicht war also, gerade das Übersehene, Unauffällige, Verdeckte aufzuspüren – im Gegensatz zu den großen Plakaten und offiziellen Aushängen, die vordergründig den (politischen) Raum der Universität prägen. Von Interesse konnte dabei sehr vieles sein, sofern sich in diesen Werken die vielfältigen politischen Diskurse, Debatten und Konflikte spiegeln, die durch die Universität zirkulieren. Als „politisch“ kann dabei im Grunde alles verstanden werden, was auf einen „Streit um die Gestaltung von Welt“ hindeutet (Flügel-Martinsen 2020: 93, eine Formulie-

rung Rancières aufgreifend): Ein breit angelegtes Kriterium, das ich für den ersten Zugriff auf das Material auch bewusst weit auslegen wollte. Dadurch wollte ich möglichst verhindern, Äußerungen des Politischen, die ich unter Umständen nicht sofort als solche erkennen würde, von vornherein auszuschließen. Fotografiert wurden also Graffitis und Sticker, die Botschaften in diesem (weiten) Sinne tragen (wobei nichtsdestotrotz immer die Frage nach Intelligibilität mitschwingt) und/oder die Bezug zu politischen Institutionen, Organisationen, Bewegungen, Gruppen usw. herstellen. Pure Signaturzeichen (Tags), kommerzielle Werbung, Veranstaltungshinweise und andere Aushänge der Universitätsinstitutionen sollten hingegen ausgenommen bleiben. Diese Ausschlusskriterien sind dabei zwar als deutliche Richtschnur, aber nicht als starre Grenzen zu verstehen. Besonders bei Stickern fällt die Einordnung als „politisch“ jedoch in der Regel leicht, wenn sie für institutionelle bzw. organisierte Akteure produziert und von diesen verbreitet werden und deren dezidiert politisch aufzufassende Botschaften, Slogans und Symbole in den öffentlichen Raum einbringen. Hier kämen dementsprechend Anschlussfragen nicht nur nach Form, Inhalt und politischer Ausrichtung (wie sie allgemein auch bei Graffitis eine Rolle spielen würden), sondern auch nach spezifischer Autor*innenschaft, Produktionsbedingungen und Repräsentanz zum Tragen.

Aus einer radikal-demokratischen Perspektive erweisen sich außerdem die Graffitis und Sticker selbst als Teil politischer Praxis, insofern in ihnen Infragestellungen bestehender Ordnungen zum Ausdruck kommen. Sie können so auf deren Kontingenz, auf ein ‚es könnte auch anders sein‘ verweisen (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 48f.). Dabei kann es sich inhaltlich um unterschiedlichste Ideen und Einstellungen oder auch um konkrete politische Projekte handeln, die wiederum im Widerstreit miteinander stehen können, wie auch das eingangs beschriebene Beispiel gezeigt hat. Dass Artikulationen von Dissens konstitutiv für Demokratie, also mithin für demokratische Praxis, sind, stellt einen weiteren zentralen Gedanken radikaler Demokratietheorien dar (vgl. ebd.: 105f.). Es bleibt jedoch die Frage, ob dies für das Zeichnen/Schreiben/Sprühen von Graffitis und das Kleben von Stickern im Allgemeinen gilt, ob sie also gar als Formen (radikal-)demokratischer Praxis an sich angesehen werden können. Zwar stehen Graffitis und Sticker oftmals in ihrer bloßen Existenz der etablierten Ordnung des öffentlichen Raums entgegen, wenn sie zum Beispiel als Sachbeschädigung eingestuft werden (vgl. Sutterlüty 2022: 21). Sie könnten damit als institutionalisierte Ordnungen infrage stellende, subversive Praktiken charakterisiert werden (vgl. ebd.) – ganz

im Sinne eines radikal-demokratischen Verständnisses, demzufolge solche Praktiken Demokratie überhaupt erst ausmachen (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 123). Allerdings können Graffitis und Sticker auch explizit antidemokratische, wie eben zum Beispiel rechtsextreme, Ausrichtungen aufweisen. Nicht alle sich hier abzeichnenden Konflikte zwischen verschiedenen Ideen der Gestaltung gesellschaftlicher Ordnung und eventuell damit verbundenen politischen Projekten sind demnach per se als demokratisch einzustufen (vgl. ebd.: 108f.).



Abb. 2: Brückengeländer mit Flächen neuer Farbe, die u.a. „Jin, Jiyan, Azadi“-Graffitis aus dem vorangegangenen Semester überdecken.



Abb. 3: Unter der Farbe erkennbares Graffiti an der Rampe neben dem Haupteingang des UHG.

Das Erstellen eines solchen Korpus an Fotografien von Graffitis und Stickern in den Gebäuden und auf dem Gelände der Universität Bielefeld beinhaltet schließlich einen dokumentarischen Aspekt. Insbesondere vor dem Hintergrund der fortschreitenden Renovierungsarbeiten am Hauptgebäude (UHG) ist absehbar, dass diese Ausdrücke des politischen Lebens an der Universität nicht ewig erhalten bleiben werden. Darüber hinaus ‚verschwinden‘ Graffitis und Sticker auch im alltäglichen Universitätsbetrieb, nicht zuletzt aufgrund von Praktiken des aktiven Entfernens oder Zerstörens. Anschaulichstes Beispiel in dieser Hinsicht ist die Brücke, die den Haupteingang des UHG mit der Stadtbahn-Haltestelle verbindet. Auf deren wandartige Geländer geschriebene (gerade auch politische) Graffiti

werden regelmäßig mit Farbe überstrichen und so unkenntlich gemacht (Abb. 2 und 3). Doch es tauchen auch immer wieder neue Sticker und

Graffitis auf. Folglich bilden die Wände, Stufen, Säulen, Stangen, Streben, Masten, Bänke, Schilder, Türen usw. des Universitätscampus die Oberflächen eines Archivs, das sich in ständiger Veränderung befindet.

Die fotografische Dokumentation sollte allerdings nur die erste Stufe meines Projekts darstellen. Anschließend galt es, diese ansonsten übersehen bleibenden Spuren des Politischen in der Universität der öffentlichen Sphäre wieder neu einzuflößen. Zwar befinden sie sich bereits verstreut im (öffentlichen) Raum der Universität, aber eine Präsentation würde Gelegenheit bieten, sie dort zu bündeln und durch den so veränderten Kontext neue Beziehungen untereinander zu schaffen. Geschehen sollte dies im Rahmen einer von mir betreuten Ausstellung, die die Graffitis und Sticker – und damit ihre Botschaften und Symbolik – an einem offenen Ort zusammenführt und so ins Schlaglicht rückt. Die Ausstellung sollte dabei eine demokratische Auseinandersetzung mit dem Gezeigten ermöglichen, indem in ihr interaktive Elemente der Mitgestaltung durch die Besucher*innen realisiert werden sollten. Den Kern der Ausstellung bildeten Drucke der Fotografien, die im Ausstellungsraum ausgelegt wurden und vom Publikum nicht nur angesehen, sondern auch selbst umsortiert und an Ausstellungsflächen (an Wänden und Fenstern) angebracht und so zu neuen Ensembles arrangiert werden konnten. Hinzu kam die Option, eigene Fragen, Gedanken und Kommentare auf ausgelegtem Papier festzuhalten und neben den Bildern zu platzieren. Die Ausgestaltung der Partizipationsangebote war von den praktischen Übungen im Seminar inspiriert. Auf diese Weise sollten sich möglichst vielfältige Möglichkeiten eröffnen, um über das Gezeigte in Austausch und Diskussion treten zu können (sowohl untereinander als auch mit mir) – ausdrücklich einschließlich der Äußerung von Dissens. Wie positionieren sich die Besucher*innen zu den Bildern und ihren Botschaften? Wie setzen sie diese in neue Beziehungen zueinander, lassen sie miteinander kommunizieren? Wie werden die zum Ausdruck kommenden politischen Diskurse und Konflikte (neu) arrangiert? Welche Beziehungen ergeben sich zur bestehenden politischen Praxis und zu aktuellen Debatten an der Universität? Dies sollte in der Praxis der Ausstellung erkundet und für die Besucher*innen wie auch für mich selbst erfahrbar gemacht werden.

Mein Projekt zielte somit auf drei Ebenen auf Demokratie bzw. demokratische Praxis ab:

Erstens hat es Graffitis und Sticker nicht nur als Spuren der politischen Vorstellungen, Diskurse und Konflikte, die die Universität als einen Ort des Politischen durchdringen, dokumentiert, sondern diese auch als Teil der politischen Praxis selbst gedeutet. Indem es sie mittels der Ausstellung in

gebündelter Form in den Vordergrund rückte, machte es bisher verborgene Aspekte des politischen Lebens in der Universität sichtbar – wenigstens hinsichtlich anderer Formen von Praktiken und bestenfalls auch in Hinblick auf verschiedenartige Konfliktlinien, Themen und Akteure. Auf diese Weise sollte das Projekt dazu beitragen, mögliche Potenziale (radikal-)demokratischer Praxis an der Universität aufzuspüren. Insofern außerdem ein Aspekt von Demokratie in der offenen Selbstverständigung der Gesellschaft über Gestaltungsfragen, Wertvorstellungen und Konflikte liegt, sollte das Projekt durch das Erschließen eines Archivs des Politischen auch hierzu einen Beitrag leisten können.

Zweitens sollte es durch die Umsetzung der Ausstellung selbst ein Moment demokratischer Praxis in der Universität schaffen. Zum Tragen kamen dabei sowohl der Inhalt der Ausstellung als auch ihre Form, die ihren demokratischen Charakter in den vielfältigen Partizipationsmöglichkeiten für die Besucher*innen zum Ausdruck brachte. Ob ein solcher Impuls für eine Ausweitung demokratischer Praxis Früchte tragen würde, hing jedoch maßgeblich vom konkreten Verlauf der Ausstellung ab und ließ sich nicht antizipieren. Die Ausstellung an sich sollte also diesbezüglich als nicht mehr als ein erstes demokratisches Experiment aufgefasst werden.

Drittens ging es bei meinem Projekt nicht zuletzt auch darum auszuloten, welche (demokratischen) Spielräume sich für Studierende ergeben und genutzt werden können, um die Institution Universität gestalten und (zumindest ein kleines Stück weit) verändern zu können. Im Raum stand die Frage, ob und wie ich mich als Studierender einbringen kann, um eine Veranstaltung – wie zum Beispiel eine Foto-Ausstellung – zu organisieren und so auf den alltäglichen Betrieb und die etablierten Strukturen der Universität einzuwirken. Welche institutionellen, formalen Wege müssen beschritten und beachtet werden? Welche Hürden und Widerstände tun sich auf? Von den Erfahrungen des Universitätsalltags gerade aus Sicht der Lernenden ausgehend, vermittelt die Universität den Eindruck einer nach hierarchischen und verwaltungstechnischen – aber nicht unbedingt nach demokratischen – Prinzipien funktionierenden Institution, bei der ein übermäßig großer Anteil an gewichtigen Gestaltungsspielräumen auf Seiten der Verwaltung sowie des Lehrkörpers verortet ist. Das Projekt sollte demnach auch auf einer institutionellen Ebene Fragen nach den Perspektiven einer Demokratisierung der Universität ‚von unten‘ nachgehen.

Dementsprechend wollte ich mein Projekt dann als einen ‚erfolgreichen Versuch‘ ansehen, wenn es gelingen würde, eine Ausstellung im Sinne des oben skizzierten Konzepts in der Universität zu verwirklichen, einschließ-

lich eines Mindestmaßes an Publikumsresonanz. In dieser Zielsetzung verbunden sich die drei anvisierten Ebenen des Demokratischen.

Vorgehensweise

Die praktische Umsetzung des Projekts erfolgte innerhalb eines Monats, im Mai 2023, und lief in drei Phasen ab, die sich teilweise zeitlich überschneiden: Während der Planungs-Phase in den ersten beiden Mai-Wochen arbeitete ich das Ausstellungskonzept genauer aus, organisierte einen Termin für die Realisierung der Ausstellung in der Universität und passte daraufhin die Zeitplanung für den weiteren Verlauf des Projekts an. Die Foto-Phase, in der ich den Universitätscampus nach relevanten Fotomotiven durchforstete, dauerte vom 5. bis zum 19. Mai. Die finale Ausstellungs-Phase startete ich schon am 17. Mai mit dem Beginn der Vorbereitungsarbeiten für die Ausstellung, deren Durchführung am 30. Mai den Abschluss des Projekts markierte.



Abb. 4: Universitätsstraße.

Nach einigen Sondierungen im Vorfeld begann die *Planungs-Phase* damit, dass ich Listen für die spätere systematische Abarbeitung beim Fotografieren erstellte. Anhand der auf der Homepage der Universität Bielefeld bereitgestellten Karten und Lagepläne des Campus und des Hauptgebäudes (UHG) notierte ich die Örtlichkeiten (Gebäudeteile, Wege, Straßen, Parkhäuser usw.), die später Schritt für Schritt abgesucht werden sollten. Ferner legte ich das Druckformat für die Fotografien, die ich für die Ausstellung verwenden wollte, fest und sah mich nach Möglichkeiten, die Drucke anfertigen zu lassen, um.

Für mein Vorhaben, die Ausstellung als Veranstaltung an der Universität zu verwirklichen, fiel mein Augenmerk schnell auf die „Lesewoche 2023“. Die Lesewoche wird jährlich im Sommersemester von den Fakultäten für Soziologie und Erziehungswissenschaft veranstaltet und ersetzt für eine Woche die regulären Lehrveranstaltungen dieser Fakultäten. Die Grundidee der Lesewoche lautet, Freiräume zu schaffen für alles, was sonst keinen

Platz im Studienalltag findet. Explizit verstanden als *Leseweche*, soll sie Freiheiten ermöglichen, Interessen jenseits der planmäßigen Studieninhalte zu verfolgen. Außerdem können nicht nur Lehrende, sondern auch Studierende Vorschläge für Veranstaltungen machen, die dann in dieser Woche stattfinden können.



Abb. 5: UHG, Haupthalle, Galerie D1.



Abb. 6: UHG, Hörsaal 1.

Mit der Leseweche besteht also bereits ein institutionalisiertes Angebot innerhalb der Universität, das Gestaltungsmöglichkeiten auch für Studierende zu bieten verheißt. Inwieweit dies auch der Wirklichkeit entspricht, galt es nun zu erkunden. Die Entscheidung, zu versuchen mein Projekt im Rahmen der Leseweche umzusetzen, traf ich jedoch nicht zuletzt auch mit der Aussicht auf Zugang zu institutionellen Ressourcen: insbesondere eine Räumlichkeit für die Ausstellung, eine Platzierung im offiziellen Veranstaltungsprogramm der Leseweche sowie technische Ressourcen, wie zum Beispiel einen Beamer; allesamt Elemente, die zu einer erfolgreichen Umsetzung der Ausstellung erheblich beitragen würden. Aber gerade die Verfügbarkeit eines geeigneten Raums erwartete ich als größtes mögliches Hindernis für die Realisierung meines Vorhabens. Daher zeigte ich mich bei der Einreichung meines Ausstellungskonzepts als Veranstaltungsvorschlag betont offen gegenüber Termin-

und Raumvorschlägen seitens der Organisator*innen. Der Titel der Veranstaltung sollte lauten: „See the Unseen“ – Interaktive Ausstellung zu politischen Graffiti“. Bei „See the Unseen“ handelt es sich um das Zitat eines Graffiti, auf das ich gleich zu Beginn der Foto-Phase gestoßen war.

Mögliche alternative Wege zur Realisierung der Ausstellung, die zu diesem Zeitpunkt noch im Raum standen, aber nur vage konzipiert waren, sollten sich schnell erübrigen. Denn innerhalb weniger Tage erhielt ich eine positive Rückmeldung seitens des Organisationsteams, gefolgt von der Zusage für einen Termin am 30. Mai, dem ersten Tag der Leseweche, sowie für einen Raum im X-Gebäude. Aufgrund von Größe, Ausstattung und vor allem der zum Flur hin liegenden großen Glasfensterfront, die sich hervorragend als Ausstellungsfläche eignen würde, versprach der reservierte Raum gute Chancen, die Ausstellung der Konzeption entsprechend verwirklichen zu können. Allerdings bedeutete die Wahrnehmung des Angebots der Leseweche auch, dass es im absehbaren Rahmen dieses Projekts bei einem einmaligen Termin bleiben würde.



Abb. 7: UHG, Treppenturm VV, Ebene 2.

Im Laufe der Erkundungstouren auf dem Campus während der *Foto-Phase* zeichnete sich schnell eine Materialfülle ab, die meine Erwartungen insgesamt sogar übertraf. Infolgedessen entschloss ich mich recht schnell dazu, rein fußballbezogene Sticker und Graffiti – trotz ihrer Häufigkeit – weitgehend auszuklammern. Beim Fotografieren von Stickern vermied ich es außerdem, gleiche Aufkleber (abgesehen von wenigen Ausnahmen) mehrfach zu dokumentieren. Mein Projekt vermittelt also diesbezüglich keine quantitative Repräsentativität, wohl aber einen Überblick über das breit gefächerte Spektrum an spezifischen politischen Themenfeldern, die in den Stickern zum Ausdruck kommen. Ins Auge fällt ein Übergewicht von Stickern aus dem Kontext der Klimabewegung. Insgesamt zeichnet sich jedoch im Grunde die gesamte Bandbreite der das politische Leben an der Universität prägenden Diskurse und Auseinandersetzungen ab (Sticker-Beispiele: Abb. 4 bis 6).



Abb. 8: UHG, Treppenturm BLC, Ebene 4.

Symbolen. (Letzteres fehlt interessanterweise bei den Stickern beinahe völlig, was aktivere Praktiken des Entferns und Überklebens vermuten lässt.) Von besonderem Interesse für mein Projekt waren dabei solche Graffiti, die nachträgliche Veränderungen und Hinzufügungen, sprich eine (konflikthafte) Interaktion zwischen unterschiedlichen Autor*innen, aufweisen (Graffiti-Beispiele: Abb. 7 bis 11).



Abb. 9: UHG, Haupthalle, Galerie C1.

worden. Schnell wurde deutlich, dass die Funde im Wesentlichen in den

Bei Graffiti kam meine Offenheit in der Frage der Einordnung als politisch wie erwartet stärker zum Tragen. Ein wesentlicher Anteil an Graffiti lässt sich nicht eindeutig bestimmten Thematiken zuordnen, während dies bei Stickern nur bei wenigen Ausnahmen der Fall ist. Es zeigt sich auch hier eine erhebliche Vielfalt, wobei sich eine Häufung von Graffiti, die zum einen auf anarchistische, zum anderen auf anti-faschistische Symbolik und Losungen rekurren, festhalten lässt. Zu finden sind des Weiteren Graffiti mit Bezug zu kurdischem sowie feministischem Aktivismus, aber auch eine Minderheit mit Bezug zu Aktivismus von rechts, bis hin zu vier noch erkennbaren Graffiti mit NS-

Die Erkundungen im UHG waren von wechselhaftem Erfolg geprägt. Ob ich ein Graffiti fotografierte, hing letztlich außerdem vom Grad der Lesbarkeit ab. Manche Graffiti waren aufgrund von Verwitterung oder Zerstörung bereits nicht mehr zu erkennen. Viele Treppenhäuser, vor allem in den nördlichen Gebäudeteilen, sind darüber hinaus in jüngerer Zeit mit weißer deckender Farbe neu gestrichen

Treppentürmen auf den zwei bis drei Ebenen ober- und unterhalb der Haupthalle sowie im jeweils obersten Stockwerk direkt unter dem Dach verortet sind. Hinzu kamen die an die Halle angrenzenden Flure und Treppenaufgänge und nicht zuletzt die Haupthalle selbst, die teilweise eine beträchtliche Dichte nicht nur an Graffitis, sondern gerade auch an Stickern aufweist. Angesichts der engen Zeitplanung ließ ich bald die sich als wenig ertragreich herausstellenden Bürokorridore in den oberen Etagen aus.



Abb. 10: UHG, Treppenturm D, Ebene 2.



Abb. 11: Nordwestliches Treppenhaus von Parkhaus 3 (Außenwand).

Ein ähnliches Muster zeichnete sich für das Campusgelände ab. Auch hier konzentrierten sich die Funde überwiegend auf die viel genutzten Verkehrswege, einschließlich der Stadtbahn-Haltestelle sowie der Parkhäuser. Im Innenraum des X-Gebäudes, das immerhin schon fast zehn Jahre in Betrieb ist, finden sich hingegen auffällig wenige Graffitis und Sticker. Die Karten (Abb. 12 und 13) geben einen Überblick über die Fundorte derjenigen Motive, die später in der Ausstellung gezeigt wurden. Insgesamt wuchs die Dokumentation bis zum Abschluss der Foto-Phase auf 530 Bilder von knapp ebenso vielen einzelnen Funden an. Während der zwei Wochen war es mir gelungen, die Örtlichkeiten anhand der zuvor erstellten Listen im Großen und Ganzen planmäßig

abzuarbeiten, ohne jedoch den Universitätscampus vollständig bis in den letzten Winkel durchleuchtet zu haben. Ich lernte den Raum der Universität noch einmal auf eine neue, eindruckliche Art kennen. Den dort eingeschriebenen Spuren des Politischen auf diese Weise nachzuspüren, stellte sich als eine äußerst spannende Erfahrung heraus.



Abb. 12: Karte der Fundorte – Campus.

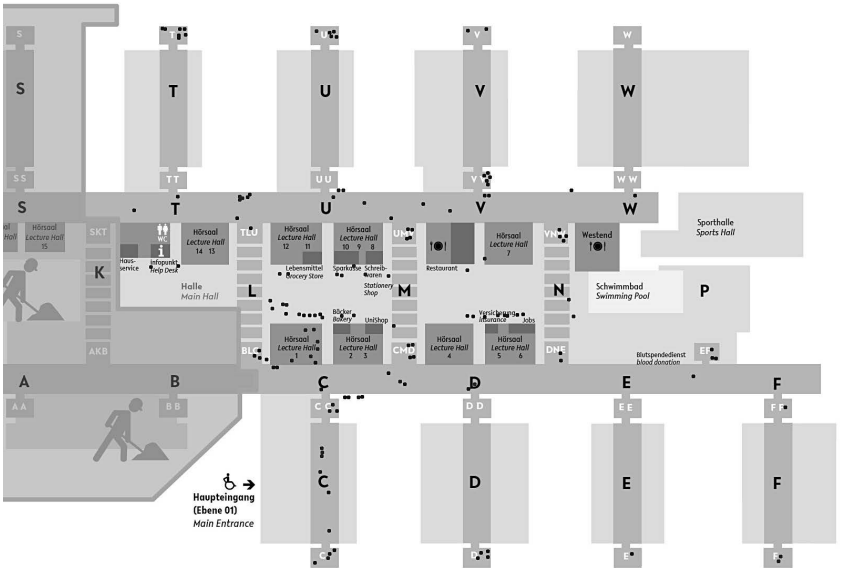


Abb. 13: Karte der Fundorte – UHG.

Mit Eintritt in die *Ausstellungs-Phase* galt es nun, zunächst die Auswahl der Bilder auf ein handhabbares und für den Ausstellungsraum geeignetes Maß von höchstens 300 Stück zu reduzieren. Auch wenn dies bedeutete, dass ich ein demokratisches Moment – die Entscheidung über das, was in der Ausstellung gezeigt werden sollte – beschneidete, war es mit Blick auf die Realisierbarkeit der Veranstaltung ein unumgänglicher Vorgang. Hierbei legte ich zuerst Wert auf die Bildqualität, sortierte dann noch weitere Redundanzen aus und musste schließlich doch eine leicht strengere Messlatte für die Zugehörigkeit zum Politischen anlegen. Am Ende dieses Prozesses war eine Menge von 290 individuellen Fotografien erreicht, ungefähr je zur Hälfte bestehend aus Graffiti und Stickern. Im nächsten Schritt bearbeitete ich die Bilder, erstellte aus ihnen die Druckvorlagen und gab diese schließlich in den Druck. Nebenher fertigte ich Aushänge an und verteilte diese im X-Gebäude, um noch etwas Werbung für die Veranstaltung zu machen. Meine Priorität lag in dieser Phase aber nach wie vor darauf, die Durchführung der Ausstellung überhaupt technisch zu ermöglichen, weshalb leider kaum Kapazitäten für Reklamemaßnahmen blieben. Wenigstens wurde meine Ausstellung im Programm der Lesewoche, das die Studiendekanate eine Woche vor Beginn derselben veröffentlicht hatten, aufgeführt.

Darüber hinaus wollte ich im Ausstellungsraum per Beamer eine Präsentation abspielen, die erstens dem Publikum die ausgestellten Fotos in einer Form darbieten sollte, die im Vergleich zu den Drucken zusätzliche Informationen vermittelte. Dazu ordnete ich die Bilder auf den Folien entlang einer ihren Fundorten entsprechenden (fiktiven) Route durch den Universitätscampus an. An Übergängen zwischen Ortsabschnitten (zum Beispiel Eintritt vom Gelände ins UHG) fügte ich Folien mit den Karten der Fundorte ein. Zweitens sollte die Präsentation den Austausch im Rahmen der Ausstellung anregen, indem sie einen Katalog mit Leitfragen in den Raum warf. Zwischen den Bilderfolien erschienen in regelmäßigen Abständen Fragen, unter anderem: „Was macht ein Graffiti/Sticker zu einem politischen Graffiti/Sticker?“, „Was macht ein Graffiti zu einem (un)demokratischen Graffiti?“ oder „Können Graffiti eine Form demokratischer Praxis sein?“.

Diese Phase der unmittelbaren Vorbereitung der Ausstellung erwies sich als sehr arbeitsintensiv und fast ausschließlich von technischen Tätigkeiten geprägt. Die Durchführung der Ausstellung am 30. Mai, mit Öffnungszeiten von circa 11.00 bis 17.30 Uhr, verlief dafür technisch weitestgehend einwandfrei. Allerdings unterschätzte ich die Zeit, die ich zur Einrichtung des Ausstellungsraums benötigte. Vor allem das erste Verteilen der Fotodrucke

dauerte bis weit nachdem die ersten Besucher*innen bereits eingetroffen waren. Mein Versuch, die Besucher*innen in das Verteilen der Drucke einzubinden, wurde nur mäßig angenommen. Da nach und nach Einzelne oder Zweier- oder Dreier-Grüppchen vorbeikamen, war nie viel Publikum gleichzeitig vor Ort. Das Aufkommen fächerte sich über beinahe den gesamten Ausstellungszeitraum auf, jedoch blieb die Anzahl der Besucher*innen insgesamt überschaubar. Die leicht abgelegene Lage des Raums machte sich in der geringen Menge der zufälligen Passant*innen bemerkbar. Für eine Veranstaltung der Lesewoche war die Ausstellung dennoch in der Summe sogar überdurchschnittlich gut besucht.



Abb. 14: Die Ausstellung am 30. Mai in X-B2-103.

Die Besucher*innen, die den Weg in die Ausstellung fanden, haben diese zum überwiegenden Teil gezielt besucht, brachten großes Interesse mit und blieben auch lange vor Ort, um sich alles ausführlich anzuschauen und Fragen über die Bilder und das Projekt insgesamt zu stellen. Die angebotenen Möglichkeiten der aktiven Mitgestaltung der Ausstellung wurden dabei allerdings nur wenig nachgefragt. Einige nahmen zwar Fotos von den Tischen und arrangierten und befestigten sie an den Glasscheiben, die Mehrheit hielt sich aber zurück. Auch die Präsentation wurde meiner Einschätzung nach eher weniger beachtet, was möglicherweise durch die Architektur des Raums bedingt war. Während der Beamer auf die von der Tür aus gesehen rechts liegende Wand projiziert, öffnet sich der Raum nach links hin zu den Ausstellungsflächen. Die dort ausliegenden Fotodrucke stellten hingegen eindeutig den ‚Publikumsmagneten‘ dar (Abb. 14). Die Rückmeldungen der Besucher*innen waren ganz überwiegend positiv, einschließlich mehrerer Nachfragen nach einer Fortsetzung oder Wiederholung der Ausstellung. Dadurch, dass nur wenige Menschen gleichzeitig vor Ort waren, entwickelten sich längere Gespräche über die Bilder und ich konnte auf viele Fragen näher eingehen. Wenn ich die Aufmerksamkeit des Publikums dann doch auf die Präsentation lenkte, stießen insbesondere die Karten mit den Fundorten der Graffitis und Sticker nochmals weitere Fragen und Diskussionen an.

Schlussfolgerung

Mit Blick auf die Ergebnisse meines Projekts kann ich festhalten, dass es gelungen ist, die vorgebrachten Anliegen auf allen drei anvisierten Ebenen des Demokratischen im Kern in die Tat umzusetzen. Im Zuge der fotografischen Dokumentation der Graffitis und Sticker habe ich die Universität als räumliches Archiv des Politischen in seinen wesentlichen Örtlichkeiten erschlossen. Mit der Ausstellung schaffte ich es, eine eigene Veranstaltung in die Universität einzubringen. Die Ausstellung der Fotografien selbst eröffnete ein Moment der befragenden Auseinandersetzung mit und um eine Dimension politischer Praxis an der Universität, die ansonsten kaum Beachtung findet.

Aber das Projekt birgt noch eine Vielzahl weiterer Anknüpfungspunkte, Chancen und Potenziale, die bis hierher nicht ausgeschöpft werden konnten. Dafür fehlte es im abgesteckten Rahmen, in dem das Projekt unter den Vorgaben des Seminars angegangen werden konnte, letztlich vor allem schlicht an Zeit. Um das angepeilte Minimalziel der Durchführung einer Ausstellung zu erreichen und um durch diese ein demokratisches Moment anstoßen zu können, musste ich überhaupt erst die Gegenstände der Ausstellung schaffen. Die dazu erforderlichen Tätigkeiten banden zuweilen Aufmerksamkeit zu Lasten der im Projekt angelegten demokratisierenden Impulse – auch hinsichtlich meines eigenen Erlebens. So war aufgrund der sehr aufwendigen Vorbereitung der Ausstellung während der letzten Woche vor dem Termin an einen Testlauf nicht mehr zu denken. Dies hatte zur Folge, dass meine Aufmerksamkeit am Ausstellungstag zunächst wiederum primär auf den Aufbau gerichtet war. Dadurch geriet schließlich während der Veranstaltung beispielsweise das Partizipationsangebot, zusätzliche Fragen und Kommentare auf Papier zu schreiben, ins Hintertreffen.

Nach den gewonnenen Erfahrungen müsste ich die Ausstellung eigentlich gerade jetzt erneut veranstalten. Da nun die Materialien bereits zur Verwendung vorliegen, könnte ich den Fokus erst recht auf die demokratischen Potenziale legen. Es wäre allemal ein lohnender Versuch, der dem Ausstellungskonzept in noch verstärkter Form Rechnung tragen würde. Alles in allem sehe ich die Umsetzung der Ausstellung also eher als Anfang denn als abgeschlossenes Experiment an – und als einen durchaus erfolgreichen. Zwar konnte das zugrunde liegende Konzept in Hinblick auf Möglichkeiten der Mitgestaltung nicht vollumfänglich realisiert werden, aber dennoch hat sich bereits ein Moment und Raum des demokratischen Miteinanders und Austauschs über das Politische aufgetan.

Den Vorgang der Aufnahme ins Programm der Lesewoche habe ich als relativ freien und unkomplizierten Organisationsprozess erlebt. Bei der Gestaltung der Veranstaltung wurde mir freie Hand gelassen. Ich hatte jedoch keinerlei Einsicht in die Entscheidungsprozesse des Organisationsteams. Einblicke ‚hinter die Kulissen‘ der Lesewoche verdanke ich Friederike Schick, meiner Ansprechpartnerin vom Organisationsteam, mit der ich nachträglich ein kurzes Interview führen konnte. Demnach sei die Auswahl der Veranstaltungsangebote eigentlich nur eine organisatorische Frage, da es sowohl hinsichtlich der Vorschläge als auch des Besuchs der stattfindenden Veranstaltungen insgesamt nur wenig Resonanz gebe. Daher sei es für die Zusammenstellung des Programms primär von Bedeutung, mit den die Vorschläge einreichenden Personen sowie innerhalb des Teams verfügbare Räume und passende Zeiten abzustimmen. Gerade weil die Lesewoche bewusst auf große inhaltliche Offenheit angelegt sei, brächten die Organisator*innen auch nur in Ausnahmefällen inhaltliche Einwände gegenüber den Veranstaltenden vor. Zwar würde oft der Wunsch nach einem Freiraum wie der Lesewoche geäußert, das bestehende Angebot aber eben kaum wahrgenommen, und dies nicht nur seitens der Studierenden, sondern auch der Lehrenden – einzige Ausnahme seien die Fachschaften der beteiligten Fakultäten. Im Falle der Studierenden sei dies allerdings wenig überraschend angesichts der Gegebenheiten des Studienalltags und zumal hinsichtlich des zusätzlichen Aufwands für die Planung eigener Veranstaltungen. Diesem Punkt muss ich vor dem Hintergrund der Erfahrungen aus meinem Projekt beipflichten. Zum einen hat nur der Kontext des Seminars bzw. des „Freiraum 2022“-Projekts es erst ermöglicht, eine Veranstaltung für die Lesewoche auf die Beine stellen zu können. Zum anderen war die Verankerung meiner Ausstellung im Rahmen der Lesewoche ein entscheidender Faktor für ihre erfolgreiche Realisierung, nicht zuletzt aufgrund der oben beschriebenen arbeitsökonomischen Spannungen.

Insofern in der Grundidee der Lesewoche Ansprüche an Freiheiten und Mitgestaltung zum Ausdruck kommen, kann diese als durchaus demokratisch verstanden werden. Mit ihr ist also bereits ein demokratisch veranlagter Spielraum in der Universität institutionalisiert. Für die Zukunft käme es darauf an, als solcher auch breiter wahrgenommen und genutzt zu werden. Die Lesewoche könnte vermehrt Transparenz beim Prozess der Programmgestaltung herstellen. Vor allem wären ihr aber größere Resonanz und damit verbunden eine mögliche Ausdehnung des strukturellen Rahmens zu wünschen. Dem entgegen steht, dass im gegenwärtigen Universitätsalltag Kapazitäten zur Wahrnehmung solcher Freiräume nur sehr eingeschränkt

gegeben zu sein scheinen. Können diese jedoch wie in meinem Fall geschaffen werden, eröffnet die Lesewoche Gestaltungsspielräume, die auch Studierende vergleichsweise leicht wahrnehmen können – wenngleich in einem klar abgesteckten institutionellen Rahmen, begrenzt auf eine Woche pro Jahr. Dem ihr innewohnenden demokratischen Potenzial sind in der gegenwärtigen Situation folglich klare Schranken gesetzt.

Was also mein Projekt betrifft, so hat die Lesewoche einerseits nicht nur Ermöglichungsbedingungen geschaffen, sondern auch einen Zuschuss an Legitimität bereitgestellt, indem die von mir eingebrachte Veranstaltung von ‚offizieller Seite‘ (in Form des Studiendekanats) betreut und gefördert wurde. Andererseits kann ich damit für mich kaum reklamieren, die bestehende Ordnung der Universität an sich einem prononciert radikal-demokratischen Verständnis entsprechend infrage gestellt oder gar aufgebrochen zu haben. Zugespitzt formuliert ist die Lesewoche als demokratischer Freiraum strukturell eingehegt und bewegt sich mitunter ganz in der „polizeilichen“ (Rancière 2002: 40) Logik. Als Studierender, der also schon der Universität angehört und somit berechtigt ist einen Vorschlag für die Lesewoche einzureichen, habe ich auch keine „Politik“ im Sinne eines Streitens für die Einschreibung eines „Anteils der Anteillosen“ (ebd.: 41) in die etablierte Ordnung betrieben. Denn mit der Entscheidung für das Ziel, eine Veranstaltung in die Universität einzubringen, hat das Projekt eine Übernahme der Grenzziehungen dieser Institution in Kauf genommen. Die Ausstellung wandte sich de facto nur an ein zur Universität zugehöriges Publikum, ohne dass ein formaler Ausschluss Anderer stattgefunden hätte. Dazu trugen die Platzierung in einer Veranstaltungsreihe, die an Angehörige der Universität gerichtet ist, die räumliche Lage des Ausstellungsraums und nicht zuletzt die auf den universitären Kontext limitierte Informationsverbreitung über das Stattfinden der Ausstellung bei. Letztere hätte lediglich durch das eventuelle Zutun Dritter weitere Kreise ziehen können. Nicht der Universität zugehörige Menschen waren somit effektiv weitgehend vom Projekt ausgeschlossen – wenn nicht schon konzeptionell, so doch spätestens durch Entscheidungen über das Vorgehen während des Projektverlaufs. Für eine Ausweitung des angestrebten Demokratisierungsvorhabens müssten diese Grenzziehungen durchbrochen werden. Dass ein ernsthafter Versuch dazu unterblieb, lag nicht nur an der Wahl des Veranstaltungsformats, sondern vor allem wiederum an den begrenzten Kapazitäten bei der Umsetzung des Projekts. Letztlich bleibt an dieser Stelle die Frage offen, ob und wie eine Ausstellung auf einem anderen, womöglich disruptiveren Weg Eingang in die Universität hätte finden können.

Ferner war es innerhalb des begrenzten Projektzeitraums kaum möglich, eine tiefer gehende inhaltliche Analyse der dokumentierten Graffiti und Sticker vorzunehmen. Die Hoffnung, dass sich hierfür im Prozess der Ausstellung erste Impulse abzeichnen würden, hat sich zwar erfüllt, aber das Vorhaben als Ganzes ist bis dato nicht über basale Ansätze hinausgekommen. Ich möchte aber nichtsdestotrotz noch einmal betonen, für wie potenziell aufschlussreich ich dies halte. Es sollte sich ein Panorama der politischen Kämpfe, Themenfelder und Imaginationen sowie bestimmter Akteure offenbaren, verknüpft mit den geografischen Gegebenheiten des Universitätscampus. Bestimmte Verteilungen und Aufteilungen zwischen verschiedenen Orten würden sich abzeichnen. Hinzu kommt eine historische Perspektive, auch wenn diese schwierig zu fassen ist, da das Untersuchungsfeld in stetiger Veränderung begriffen ist. Dass es sich um ein ‚lebendiges‘ Archiv handelt, wurde bereits in der kurzen Zeitspanne meines Projekts deutlich, als einige Sticker verschwanden (oder entfernt wurden), während woanders manch neue auftauchten. In dieser Hinsicht ist es fraglich, ob die von mir erstellte Sammlung überhaupt ausreichend ist. Vermutlich bedarf es eines über einen längeren Zeitraum angelegten Dokumentationsprojekts, bei dem auch Fragen nach der Gebäudepolitik der Universität (Facility-Management) eine Rolle spielen müssten. (Wo und wann sollen welche Graffiti und Sticker entfernt werden? Welche räumlichen und/oder zeitlichen Schwerpunktsetzungen gibt es? Sollen bestimmte Graffiti/Sticker in besonderem Maße entfernt werden und welche Kriterien kommen dabei zum Tragen?) Außerdem könnten Verbindungslinien zwischen Graffiti und Stickern bzw. dem, was in ihnen zum Ausdruck kommt, und der ‚Vorderseite‘ des institutionalisierten politischen Lebens an der Universität, in dessen Kontext die politischen Konflikte und Diskurse vordergründig stattfinden, geknüpft werden.

Aus Sicht der radikalen Demokratietheorien würde eine derartige Analyse das Spektrum der Ausdrucksformen und Zeichen, in denen das Politische aufscheint, erweitern. Neben dieser Lesart als Archiv, das natürlich nicht auf einen universitären Kontext beschränkt bleiben muss, ließen sich Graffiti und Sticker darüber hinaus als Teil politischer Praxis, mittels derer (emanzipatorische) politische Kämpfe ausgetragen werden, in den Blick nehmen. Bezüglich der Praxis sind soziale Bewegungen von herausragender Bedeutung für radikale Demokratietheorien (vgl. Süß 2019: 796; Flügel-Martinsen 2017: 251). Wie es beispielsweise bei Butler unter dem Begriff der Performativität der Fall ist (vgl. Butler 2016), liegt dabei der Fokus oftmals auf politischem Handeln in Form von Widerstand und Protest. Eine

solche Perspektive könnte durch das Erschließen von Graffiti und Stickern flankiert und ergänzt werden – zumal wenn wir diese im Zusammenhang sozialer Bewegungen als (kontestierende) Praktiken der Kennzeichnung des öffentlichen Raums ansehen.

Für die Art und Weise, wie Graffiti und Sticker als Archiv und als Form politischer Praxis analysiert werden könnten, bieten die Varianten radikaler Demokratietheorien zahlreiche Anknüpfungspunkte. Zum Beispiel mögen das Kreieren von Graffiti wie auch das Kleben von Stickern auf Ebene der Praxis vielfach als Manifestation einer rebellischen „Demokratie gegen den Staat“ (Abensour 2012; vgl. Flügel-Martinsen 2020: 124) verstanden werden. Im Kontrast dazu stellen vor allem Sticker Bezüge zu Institutionen und Organisationen der Politik her, allein schon wenn sie in deren Auftrag produziert und in deren Namen in die Öffentlichkeit gebracht werden. Richten sich auf Stickern und in Graffiti zum Ausdruck kommende Forderungen des Weiteren an die Ebene der institutionalisierten Politik und machen diese als Feld ihres politischen Kampfes aus, käme Mouffes hegemonietheoretisch unterfütterte Konzeption agonistischer Demokratie ins Spiel. Die spricht sich gerade gegen antistaatliche Rückzüge aus und plädiert für eine Durchsetzung emanzipatorischer politischer Projekte innerhalb der Strukturen real existierender Demokratien (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 127). Daneben wäre zu zeigen, inwiefern sich in Graffiti und Stickern Subjektivierungsprozesse und/oder Effekte politischer Subjektivierungen abzeichnen. So könnte durch das Kreieren eines Graffiti erfahrenes Unrecht artikuliert werden, wodurch sich eine neue politische Subjektivierungsweise Bahn bricht (vgl. Raimondi 2019: 630). Oder es wird möglicherweise auf vorhandene Symboliken, die Zeichen vorangegangener politischer Subjektivierungen darstellen, zurückgegriffen. Diese würden zum Teil des eigenen politischen Subjektivierungsprozesses. Weiterhin scheinen in Graffiti und Stickern oftmals vielfältige Verweise auf ein politisches Imaginäres auf. Derartige Werke sind nicht (nur) auf den Modus der Infragestellung und des Dissenses ausgerichtet, sondern vermitteln (auch) Ideen der Transformation bestehender Ordnungen und weisen sich somit als Ausdrucksformen präfigurativer politischer Praxis (und Theorie) aus (vgl. Sörensen 2022).

Schließlich wirft eine Gesamtbetrachtung der Vorgehensweise meines Projekts die Frage nach deren demokratischer Eigenschaft auf. Erfolgte die Gestaltung der Ausstellung selbst nicht doch auf eher undemokratische Weise? Zeit und Ort der Veranstaltung wurden in vor allem organisatorischer Verständigung zwischen Projekt und Lesewoche festgelegt, ohne Be-

teilung zukünftiger potenzieller Besucher*innen. Auch die Entscheidung über das Konzept und die Auswahl der ausgestellten Fotos sind allein durch mich getroffen worden. Damit kam es zu einer Vorauswahl darüber, welche Bilder im Rahmen der Ausstellung als von politischer Bedeutung dargestellt und seitens des Publikums als solche wahrgenommen werden konnten. Dem sollte aber das partizipative Ausstellungskonzept entgegenwirken. Die Frage, welche Graffitis und Sticker als politisch (relevant) angesehen werden, wurde selbst zum Gegenstand der Ausstellung gemacht, beispielsweise in den Leitfragen der Präsentation. Außerdem habe ich versucht, so viele Bilder *wie möglich* verfügbar zu machen.

Was für das Projekt möglich sein und in welcher Form die Entscheidungen über dessen Ausgestaltung getroffen werden würden, war jedoch maßgeblich von seiner Verortung im Kontext des Seminars bzw. des „Freiraum 2022“-Projekts bestimmt. Daraus ergab sich die spezifische Strukturierung meines Projekts – ein begrenzter Zeitrahmen und eine einzelne projektverantwortliche Person –, die diesem selbst dann nur noch schwer und womöglich nur um den Preis eines Abbruchs zugänglich war. Aus dieser Bedingtheit rührten letztlich auch die Reibungen zwischen dem Schaffen der technischen Voraussetzungen der Ausstellung und den anvisierten Demokratisierungsanstrengungen. Daher ist das Projekt nicht isoliert zu betrachten, sondern im Kontext vorangegangener Entscheidungsprozesse und Setzungen während seines Entstehungsprozesses, die es ebenfalls demokratietheoretisch zu befragen gilt. Zum einen wurden so die Voraussetzungen für die Realisierung meines Projekts geschaffen, zum anderen entstanden von vornherein bestimmte Hindernisse und Beschränkungen. Die Frage ist also, inwiefern unter diesen Bedingungen die Durchführung des Projekts hätte demokratisch(er) gestaltet werden können und welche pragmatischen Entscheidungen nötig waren, um das Projekt erfolgreich verwirklichen zu können. Gilt dies aber wiederum genauso für seinen Entstehungskontext (und für dessen Entstehung usw.), so mag hier ein unhintergebares Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis von Demokratie, mithin zwischen (radikal-)demokratischen Ansprüchen und Praktiken der Demokratisierung, aufscheinen. Dieses lässt sich jedoch kaum vorab theoretisch bestimmen, sondern steht selbst in Frage und bleibt somit Gegenstand von Demokratie in Theorie und Praxis.

Dementsprechend hat es sich bewährt, nicht von einer einseitigen Beziehung der Theorie zur Praxis auszugehen. In meinem Projekt ging es nicht darum, mit dem Ausstellungskonzept eine demokratische Blaupause zu verwirklichen. Die Wahl der Inhalte sowie der unterschiedlichen Metho-

den eröffnete dagegen eine Spanne von Möglichkeiten, die konzeptionell offen für den Umgang mit Unvorhergesehenem blieb. Dies betraf sowohl das Projekt im Ganzen als auch im Besonderen die Durchführung der Ausstellung angesichts der ungewissen Reaktionen der Besucher*innen. So entging die Ausstellung dem andernfalls, das heißt bei starrem Durchsetzen-Wollen der ‚Theorie‘, schier unausweichlichen Scheitern am eigenen Anspruch. Stattdessen sah sie ein demokratisches Moment, das sich durch das Zutun des Publikums einstellen konnte – aber auf andere Weise als von mir erwartet.

Literatur

- Abensour, Miguel 2012: *Demokratie gegen den Staat. Marx und das machiavellische Moment*. Berlin.
- Butler, Judith 2016: *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Berlin.
- Comtesse, Dagmar/Flügel-Martinsen, Oliver/Martinsen, Franziska/Nonhoff, Martin 2019: Demokratie. In: Dies. (Hg.), *Radikale Demokratietheorie. Ein Handbuch*. Berlin, 457–483.
- Derrida, Jacques 2001: *Die unbedingte Universität*. Frankfurt/M.
- Flügel-Martinsen, Oliver 2017: *Befragungen des Politischen. Subjektkonstitution – Gesellschaftsordnung – Radikale Demokratie*. Wiesbaden.
- Flügel-Martinsen, Oliver 2020: *Radikale Demokratietheorien zur Einführung*. Hamburg.
- Martinsen, Franziska 2019: Politik und Politisches. In: Comtesse, Dagmar et al. (Hg.), *Radikale Demokratietheorie. Ein Handbuch*. Berlin, 583–592.
- Raimondi, Francesca 2019: Subjektivierung. In: Comtesse, Dagmar et al. (Hg.), *Radikale Demokratietheorie. Ein Handbuch*. Berlin, 622–632.
- Rancière, Jacques 2002: *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*. Frankfurt/M.
- Sörensen, Paul 2022: Kritische politische Theorie der Präfiguration. *Politische Vierteljahresschrift* 63, 613–637. DOI:10.1007/s11615-022-00421-7.
- Suß, Rahel 2019: Theorie und Praxis. In: Comtesse, Dagmar et al. (Hg.), *Radikale Demokratietheorie. Ein Handbuch*. Berlin, 793–806.
- Sutterlüty, Ferdinand 2022: Einleitung. In: Sutterlüty, Ferdinand/Poppinga, Almut (Hg.), *Verdeckter Widerstand in demokratischen Gesellschaften*. Frankfurt/M., 9–29.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: X-E0 (Treppenhaus). Eigenes Werk, 06.05.2023.

Abb. 2: Brücke (Geländer). Eigenes Werk, 06.05.2023.

- Abb. 3: Am Haupteingang (Rampe). Eigenes Werk, 06.05.2023.
- Abb. 4: Universitätsstraße (Laternenmast). Eigenes Werk, 15.05.2023.
- Abb. 5: UHG, Haupthalle, Galerie D1. Eigenes Werk, 12.05.2023.
- Abb. 6: UHG, Hörsaal 1. Eigenes Werk, 12.05.2023.
- Abb. 7: UHG, Treppenturm VV, Ebene 2. Eigenes Werk, 11.05.2023.
- Abb. 8: UHG, Treppenturm BLC, Ebene 4. Eigenes Werk, 16.05.2023.
- Abb. 9: UHG, Haupthalle, Galerie C1. Eigenes Werk, 12.05.2023.
- Abb. 10: UHG, Treppenturm D, Ebene 2. Eigenes Werk, 15.05.2023.
- Abb. 11: Parkhaus 3 (außen)/ Vermittlung. Eigenes Werk, 06.05.2023.
- Abb. 12: Karte Fundorte Campus. Eigene Darstellung auf Grundlage von: Universität Bielefeld 2022: *Campusplan*. https://www.uni-bielefeld.de/uni/anreise-kontakt/lageplaene/2022-05-05_campus.pdf (09.06.2023).
- Abb. 13: Karte Fundorte Hauptgebäude. Eigene Darstellung auf Grundlage von: Universität Bielefeld 2020: *Plan des Hauptgebäudes*. https://www.uni-bielefeld.de/uni/anreise-kontakt/lageplaene/_plaene/2020-01-27_UHG.pdf (09.06.2023).
- Abb. 14: Ausstellung am 30.05.2023 (X-B2-103). Eigenes Werk, 30.05.2023.

Herr Gravensteiner – Oder: Wie ein Apfelbaum zum politischen Subjekt gemacht werden kann

Sebastian Reiche

Der vorliegende Text ist wie folgt aufgebaut: Nach der Darstellung der Ausgangslage meines Projektes folgt das Interview mit dem Apfelbaum. Im dritten Abschnitt reflektiere ich meine Erfahrungen mit diesem Projekt und den darin liegenden thematischen Impulsen für eine Weiterentwicklung der radikalen Demokratietheorie.

Teil 1: Ausgangslage

Für mein Projekt hatte ich den Lebensbereich Mensch und Natur ausgewählt und mich im Speziellen auf die Schulungen und Seminare des NABU konzentriert. Ich wollte mich in meinem Projekt damit auseinandersetzen, ob wir die Ideen der radikalen Demokratietheorie auf unseren Umgang mit der Natur ausdehnen können. Im Konkreten wollte ich zusammen mit einer Vertreterin des NABUs dazu einen Kurs organisieren. Deshalb habe ich ein Gespräch mit einem NABU-Mitglied zu der Frage geführt: „Können wir Natur und Umwelt mehr im Sinne eines politischen Subjektes statt einer Umweltbedingung menschlicher Subjekte betrachten?“ Die Kontaktaufnahme und der erste Austausch liefen sehr erfolgreich und stimmten mich sehr optimistisch. Leider stellte sich im weiteren Verlauf heraus, dass es zeitlich nicht möglich sein würde, das Projekt in dem Umfang zu realisieren, den ich mir gewünscht hätte. Die ursprüngliche Projektidee war somit nicht umsetzbar, also musste ich sie verändern.

Ausgehend hiervon kristallisierte sich in Rücksprache mit den Seminarleitern die Idee heraus, einen neuen spielerisch-performativen Ansatz zu wählen. In dieser Weiterentwicklung meines Projektes würde ich ein fiktives Interview mit dem Apfelbaum in meinem Garten führen. Dieser Apfelbaum gehört zur Sorte Gravensteiner und hat eine sehr individuelle Wuchsform. Er steht bereits seit ca. 80 Jahren in unserem Garten und durch diesen langen Zeitraum hat sich eine Art von familiärer Beziehung zu ihm aufgebaut. Ziel dieser Performance ist es, die Bedeutung des Apfel-

baumes als politisches Subjekt hervorzuheben, indem der Apfelbaum eine Stimme bekommt, die wir Menschen verstehen können, um ihn berichten zu lassen, was die Situation der Apfelbäume ist und wie sich das Verhältnis zwischen Natur und Mensch radikaldemokratisch (um)deuten lässt.

Anknüpfungspunkte zu den radikalen Demokratietheorien bestehen hier insbesondere zum Themenfeld Subjekt und Subjektivierung. In der klassischen Staatstheorie haben sich bestimmte Annahmen in Bezug auf die Definition von Subjekten etabliert, die die radikale Demokratietheorie aufbrechen will. Liberal politische Staatstheorien nehmen das Subjekt vorweg. Bevor ein Staat entsteht, existiert bereits ein Subjekt. Folglich ist ein Staat ein Zusammenschluss aus Subjekten. Dadurch wird das Politische zu einem Vorgang, der nur diesen vorpolitischen Entitäten zugänglich ist (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 129–130). Foucault stellt dem entgegen, dass das Subjekt nicht starr und vordefiniert ist, sondern durch die bestehenden Machtverhältnisse im Staate erschaffen bzw. subjektiviert wird. Dies führt dazu, dass sich das Subjekt entsprechend der Machtverhältnisse im Staat verändern kann. Diese Veränderung des Subjektes passiert einseitig. Die Machtverhältnisse dominieren in ihrer Bedeutung das Subjekt. Hier knüpft die radikale Demokratietheorie an und entwickelt diesen Ansatz weiter. Judith Butler hat Subjektivierung nicht als einen rein passiven Vorgang verstanden, dem der Mensch ausgeliefert ist. Subjektivierung ist ein Akt der Unterwerfung unter bestehende Machtverhältnisse. Sie räumt aber ein, dass man sich diesem Akt auch verweigern kann. Diese Verweigerung führt zu einer radikal demokratischen Transformation der bestehenden Machtverhältnisse (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 132–133). Somit wird die Stellung des Subjektes gegenüber den vorherrschenden Machtverhältnissen neu ausbalanciert.

Dieser Balance möchte ich in meinem Projekt nachgehen, indem ich einen Akteur der Natur, der bisher als Objekt menschlicher Umwelt gedacht und behandelt wurde, zu einem Subjektstatus ver helfe. Nachfolgend findet ein Interview statt mit dem Apfelbaum Herr Gravensteiner.

Teil 2: Interview mit dem Apfelbaum Herr Gravensteiner

Ich: Herr Gravensteiner, wir befinden uns bei ihnen zuhause in Detmold. Wir haben Glück mit dem Wetter. Wie geht es Ihnen heute?

Herr Gravensteiner: Das Wetter ist eigentlich schon zu warm für mich und es könnte mal wieder regnen.

Ich: Könnten Sie sich vielleicht vorstellen und uns etwas von ihrem Leben zu erzählen?

Herr Gravensteiner: Gerne! Ich lebe hier nun schon seit fast 80 Jahren. Ich wurde als junger Spross in Detmold geboren und dann genau hier, wo wir uns befinden, in die Erde gesetzt. Eigentlich ist dies ein sehr entspanntes und ruhiges Leben. Meine Nachbarn sind sehr ruhig, was ich sehr zu schätzen weiß. Jedes Jahr kommen ein paar Insekten vorbei und krabbeln an mir herum. Das stört mich nicht, es fühlt sich sogar sehr angenehm an. Ab und zu kommen auch Menschen und rupfen und zupfen an meinen Zweigen. Das stört schon, denn manchmal tut es auch weh.

Ich: Ich würde gerne bei Ihrem Alter ansetzen. Welche Rolle spielt Alter bei Bäumen? Sie sind über 80 Jahre, das ist ja schon stattlich.

Herr Gravensteiner: Eigentlich nicht! Zwar kommen schon die ersten Krankheiten und das Holz wird an einigen Stellen morsch, aber für uns Bäume ist das gar kein hohes Alter. Einige meiner Verwandten wurden schon mehrere hundert Jahre alt. Vor allem in Bezug auf das Wetter spielt Alter eine Rolle. Wenn wir uns das heiße und trockene Wetter der vergangenen Jahre anschauen, sind die Älteren von uns besser durchgekommen als die Jüngeren.

Ich: Neben Alter ist Geschlecht eine Kategorie, über die wir Menschen uns identifizieren. Welche Rolle spielt Geschlecht bei Bäumen?

Herr Gravensteiner: Das Geschlecht ist wie bei allen anderen Lebewesen ein wichtiger Bestandteil unserer Fortpflanzung. Bei uns gibt es nicht diese starre Aufteilung in Männlich und Weiblich. Ich verfüge sowohl über masculine wie auch feminine Geschlechtsmerkmale. Trotzdem brauchen einige von uns einen Partner, um sich fortzupflanzen. Eigentlich ist die Fortpflanzung bei uns recht unkompliziert, nicht so wie bei den Säugetieren. Wir müssen uns gegenüber dem anderen Geschlecht nicht hervortun. Somit fallen viele Diskussionen über die Rolle des Geschlechts bei uns raus. Da es bei uns kein Balzverhalten gibt, sind für mich solche Fragen recht überflüssig. Die Eingruppierung als feminin oder maskulin scheint für mich akademisch zu sein. Vermutlich wäre die Bezeichnung ES eher angebracht. Da ich mich demjenigen, der mich hier eingepflanzt hat, sehr verbunden fühle, würde ich einfachheitshalber bei der Anrede „Herr“ bleiben und mir den Namen „Gravensteiner“ geben.

Ich: Da würde ich doch gerne eine ausführliche Antwort von Ihnen haben. Bezeichnen Sie sich als asexual?

Herr Gravensteiner: Nein. Es nimmt bloß nicht den Stellenwert bei uns ein, den es bei Säugetieren hat. Der Unterschied besteht nur im Aufbau der Blüten. Sonst gibt es keinen wesentlichen Unterschied. Natürlich gibt es zwischen den Sorten große Unterschiede. So können sich einige Sorten selbst bestäuben und andere brauchen einen Partner, um sich fortzupflanzen. An dieser Stelle möchte ich nochmal betonen, dass uns das Geschlecht darüber hinaus nicht betrifft.

Ich: Sie erwähnten eben, dass Sie öfters Besuch von Insekten bekommen? Sie fühlen sich dabei wohl?

Herr Gravensteiner: Ja, früher kamen sie immer im März und April. Dann blieben sie bis in den September. Heute ist das etwas schwieriger, es werden immer weniger und sie kommen nicht mehr regelmäßig. Das hat negative Auswirkungen auf mich. Ich kann nicht mehr alle meine Blüten bestäuben lassen, was für mich bedeutet, dass ich auch weniger Äpfel reifen lassen kann.

Ich: Ist die Situation wirklich so schlimm für Sie?

Herr Gravensteiner: Ja, sehr schlimm sogar. Je später der Besuch kommt, umso mehr meiner Blüten sind verwelkt. Was bedeutet, dass ich weniger Früchte wachsen lassen kann. Weniger Früchte bedeutet für die Insekten weniger Nahrung und das wiederum weniger Nachwuchs im nächsten Jahr. So nehmen deren Anzahl und Besuche bei mir ab.

Ich: Aber gibt es nicht noch andere Möglichkeiten der Bestäubung? Mechanisch?

Herr Gravensteiner: Ja, die gibt es! Aber sie haben natürlich auch Nachteile. Zwar kann ich noch Früchte ausbilden, aber die Insekten haben trotzdem keine Nahrung mehr! Ich finde das egoistisch von den Menschen!

Ich: Wie meinen Sie das? Können Sie das vielleicht näher erklären?

Herr Gravensteiner: Naja, der Mensch kriegt das, was er will! Meine Früchte! Auf Kosten der Insekten, die auf mich und meine Blüten angewiesen sind. Die Natur ist in sich verzahnt. Ich kann ohne Bienen keine Früchte produzieren und meine Früchte sind eine wichtige Nahrungsquelle für

Vögel. Der Mensch stört unser Zusammenleben sehr massiv und das aus purem Egoismus heraus.

Ich: Das hört sich ja ganz schön dramatisch an. Übertreiben Sie da nicht ein bisschen?

Herr Gravensteiner: Mitnichten. Gehen Sie mal ins Rheinland und schauen sie sich die Apfelplantagen dort an. Wir reden immer über Massentierhaltung, aber niemand redet über Massenbaumhaltung! Dort werden meine Artgenossen mit dem Minimum an Raum ausgestattet, den wir zum Leben brauchen, werden in Form geschnitten und auf jede erdenkliche Art und Weise optimiert! Am schlimmsten ist die ganze Chemie, mit der wir uns rumärgern müssen! Wie würden Sie sich denn fühlen, wenn Sie sich ihr ganzes Leben von Protein-Joghurts ernähren müssten?! Da wird man schon wütend.

Ich: Das möchte ich mir gar nicht vorstellen! Das Thema scheint ihnen ja nahe zu gehen. Ich würde gerne noch ein paar Fragen dazu stellen wollen. Ist das in Ordnung für Sie?

Herr Gravensteiner: Aber ja. Das Thema regt mich seit Jahren auf. Es ist ja nicht so, als hätten wir die Probleme seit gestern!

Ich: Ok. Ist es nicht so, dass Sie in einem gewissen Maße auch auf den Menschen angewiesen sind? Der Eingriff in ihre Entwicklung hat doch auch etwas Positives? Ohne „Pflege“ und „Schutz“ durch den Menschen hätten Sie doch sicherlich nicht dieses Alter erreicht, oder?

Herr Gravensteiner: Ja, da haben Sie schon recht. In der „freien Natur“ wäre ich vielleicht durch eine Pilzkrankheit gestorben oder durch einen Waldbrand. Man hört, dass es die jetzt häufiger gibt, nicht zuletzt wegen des menschenverursachten Klimawandels! Es gibt in meinen Augen einen Unterschied zwischen „Pflege“ und „Bevormundung“. Es muss eine Balance herrschen. Selbstverständlich freue ich mich darüber, wenn meine abgestorbenen Äste entfernt werden, mir zu essen gegeben wird und ich vor Krankheiten geschützt werde. Es ist aber ein Problem, wenn ich im Gegenzug nicht über mich selbst bestimmen kann. Wir entwickeln uns mit und durch unsere Umgebung. Dazu gehören nicht nur die Menschen, sondern auch die Insekten, andere Tiere und andere Pflanzen. Ich finde, dieses Miteinander sehr positiv und betrachte es als Bereicherung meines Lebens!

Teil 3: Reflexion

In unserer modernen Gesellschaft sehen wir die Natur als etwas, das wir bändigen oder beherrschen müssen. In der Staatsphilosophie ist John Locke der herausstechende Vertreter dieser Ideologie. In seiner liberal politischen Staatstheorie nimmt Locke die Bibel und den religiösen Kanon als grundlegende Wahrheit und leitet folgende Annahmen daraus ab:

„Gott hat die Welt für den Menschen geschaffen.

Gott hat die Welt den Mensch gegeben.

Nur der Mensch ist aufgrund seiner Vernunft in der Lage, die Welt für sich zu nutzen.

Jeder Mensch ist Eigentümer an sich selbst, seiner Arbeitskraft und den Produkten seiner Arbeit.“ (Locke 1977: 215–230)

Die Natur kommt in diesen Annahmen indirekt vor, als Objekt und Umwelt des Menschen. Sie ist ein Mittel zum Zweck. Das einzige Subjekt ist der Mensch. Lockes Verständnis dieses Verhältnisses zwischen Mensch und Natur ging sogar so weit, dass ein Mensch, wenn er die Natur auf seinem Land nicht in eine nützliche „Form“ bringen konnte, jeglichen Anspruch auf sein Land verlor, da es von Gott gewollt sei, dass wir die Natur/Welt einem Zweck zuführen. Grade in den USA und auch zum Teil in England war Lockes Philosophie sehr wegweisend für die Entwicklung der Demokratie und bestimmt bis heute das Verhältnis zwischen Mensch und Natur.

Die radikale Demokratietheorien stehen liberalen Staatstheorien mit Positionen von Judith Butler und Michel Foucault sehr ablehnend gegenüber. Insbesondere die Vorwegnahme des Subjektes als vopolitische Entität, dessen einzige Legitimation die Schöpfung durch Gott ist, wird durch radikaldemokratietheoretische Überlegungen infrage gestellt. Im Hinblick auf die Gedanken Foucaults und Butlers stellt sich für mich die Frage, ob man nicht noch weiter gehen kann und soll. Auf der ganzen Welt werden Debatten über unsere Sichtweise auf die Natur geführt. Grundsätzlich wird diese Debatte mit sehr abstrakten Definitionen von Natur geführt. Ansätze, um der Natur einen politischen Mitbestimmungsanspruch zu geben, gehen immer von einer homogen-kollektiven Entität aus. So ist in den politischen Prozessen Ecuadors die Rede vom „Regenwald“. Dass sich hinter diesem Begriff aber eine Vielzahl von Lebewesen (Subjekten) verbirgt, die alle im Sinne des politischen Handelns als different-singuläre Entitäten begriffen werden müssen, geht leider in den meisten Debatten unter.

Ein Apfelbaum ist nicht gleich ein Apfelbaum. Durch ihr Umfeld verändern sie sich auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Die Bodenbeschaffenheit, die Menge an Sonnenstrahlen und auch die Anzahl an Insekten beeinflussen, wie sie sich entwickeln. Der Apfelbaum kann also als politisches Subjekt gelesen und be-/geschrieben werden. Er nimmt auf nicht unerheblich Art und Weise Einfluss auf sein Umfeld. Die Anzahl an Blüten und Früchten, die er im Jahr ausbildet, entscheidet über die Anzahl an Insekten und Vögeln. In der politischen Ordnung meines Gartens ist er ein wichtiger Akteur und somit muss er im Sinne einer Weiterentwicklung radikaldemokratiethoretischer Überlegungen als politisches Subjekt aufgefasst werden.

Literatur

Flügel-Martinsen, Oliver 2020: *Radikale Demokratietheorien zur Einführung*. Hamburg.

Locke, John 1977: *Zwei Abhandlungen über die Regierung*. Frankfurt/M.

Fachschaft – Demokratie ohne Struktur?

Elias Stieve-Dawe

Ausgangspunkt des Projekts

Als ich mich für mein Projekt entschieden habe, nahm ich mir vor, mich mit dem Verständnis und den Strukturen von Organisationen auseinanderzusetzen. Anfangs dachte ich dabei noch an Jugendorganisationen aus meinem Heimatdorf. Mir wurde deutlich, dass eventuelle Änderungen in diesen Organisationen, wie Schützenvereine oder einer Landjugend, nur schwer anzusprechen seien, da sie zum einem sehr groß sind und zum anderen schon sehr lange die gleichen bestehenden Strukturen haben. Dabei kann vermutet werden, dass in vielen Köpfen vermeintlich ein konservativeres Weltbild herrscht, das gegenüber Veränderungen wenig offen ist. Hingegen schienen mir die Voraussetzungen einer Fachschaft als ideal, da es dort ein Verständnis für mein Forschungsinteresse gibt. Der für mein Projekt gewählte Lebensbereich ist schließlich meine Fachschaft für Soziologie geworden. Als Institution der studentischen Selbstverwaltung in der Universität Bielefeld zeichnet sie sich durch das ehrenamtliche Engagement von Studierenden aus, die sich in ihrem Studium mit soziologischen Themen beschäftigen und sich für eine Interessenvertretung der Studierenden organisieren. Alle Studierenden der Fakultät für Soziologie gehören formal zur Fachschaft. Daher kommen viele verschiedene Meinungen und Vorstellungen über gemeinsame Organisation zusammen. Aufgrund der örtlichen Präsenz der Fachschaft in der Universität und dieser Meinungsdiversität habe ich es mir zum Anlass genommen, mich mit der demokratischen Qualität der Fachschaft genauer auseinanderzusetzen und mich dabei auf die Begriffe Kontingenz und Konflikt der radikalen Demokratietheorien zu beziehen.

Die Fachschaft Soziologie hat im Flur der Fakultät für Soziologie einen eigenen Raum. Der Zugang zu diesem Raum ist begrenzt. Offiziell sind nach eigenen Angaben alle Studierenden der Fakultät auch Mitglieder in der Fachschaft, aber nur vermeintlich Aktive können auch einen Schlüssel erhalten, um sich Zugang zum Raum zu verschaffen. Nur durch den Zugang zum Raum gibt es Zugang zu den Ressourcen der Fachschaft. Dabei

kann es sich um verschiedene Unterlagen handeln, aber auch um den Zugang zum Computer der Fachschaft. Wer bei den Fachschaftssitzungen anwesend ist oder sich allgemein engagiert, erhält einen Schlüssel. Sollten Studierende jedoch häufig abwesend sein oder gar nicht mehr kommen, kann es vorkommen, dass diese aufgefordert werden, den eigenen Schlüssel wieder abzugeben. Es gibt nur eine begrenzte Menge an Schlüsseln und die Hoheit über diese wird nicht formal geregelt und auch nicht nachvollziehbar kommuniziert. Meistens wird in den wöchentlichen Sitzungen spontan ohne Ankündigung diskutiert, ob jemand einen Schlüssel abgeben sollte. Dabei wird bei Personen, die nicht mehr aktiv sind, sich aber in der Vergangenheit stark eingebracht haben, oft eine Ausnahme gemacht. Es kommt auch vor, dass die Einzüge der Schlüssel informell im kleineren Kreis entschieden und vollzogen werden, wodurch nicht alle aktiven Mitglieder der Fachschaft von der Entscheidungsfindung erfahren. Auffällig ist jedoch, dass es informal ein Außen und ein Innen in der Fachschaft zu geben scheint, das durch den Besitz eines Schlüssels gekennzeichnet ist. Die Entscheidungsfindung über die Schlüsselvergabe ist beispielhaft für das Verfahren der Entscheidungsfindung in dieser Fachschaft insgesamt, aber auch für die Zuweisung von Verantwortlichkeiten.

Es wäre anzunehmen, dass Studierende in einer Fakultät für Soziologie und Politikwissenschaften sich in einem besonderen Maße demokratisch organisieren und sich auch dafür die Zeit nehmen, da sich diese Studierende auf vielfältige Weise mit demokratischen Prozessen auseinandersetzen und eigentlich auch die Zeit für demokratische Entscheidungsfindungen einräumen könnten. Ein weiterer Punkt, der mein Erkenntnisinteresse weckte, war die Koordination von Aufgaben, die sich nach Angaben der Fachschaft häufig als problematisch herausstellte, da es keine verbindlichen Absprachen geben würde. Es gibt aber geschaffene Kommunikationswege, wie eine Telegrammgruppe mit allen aktuell Aktiven, die auch über Untergruppen verfügt. Bei der Auseinandersetzung mit der Struktur der Fachschaft Soziologie fällt auf, dass sie auf den ersten Blick nicht zu erkennen ist, da sich die Fachschaft nie eine Satzung oder verschiedene formale Ämter gegeben hat. Es gibt für jedes Treffen eine Protokollant*in und meistens auch eine Moderator*in, aber es gibt keinen Vorstand, wie es zum Beispiel in Vereinen gewöhnlich der Fall ist. Mit dem indirekten Verzicht auf formalisierte Strukturen gibt es auch sonst keine gewählten Gremien. Nach eigenen Angaben strukturiert sich diese Fachschaft in einer flachen Hierarchie. Eine solche kann jedoch Probleme bergen und sogar undemokratisch sein. Die Feministin Jo Freeman hat in ihrem Aufsatz „The Tyranny of Structure-

lessness“ Erfahrungen mit den Machtverhältnissen innerhalb radikalfeministischer Kollektive aus dem Jahr 1960 niedergeschrieben. Sie reflektierte darin die Experimente ihrer feministischen Bewegung, sich der Vorstellung von Führung zu widersetzen und jede Struktur oder Arbeitsteilung abzulehnen. Aus dieser ‚Starrheit der Struktur‘ (vgl. Freeman 1972: 157) folgte Freeman, dass der scheinbare Mangel an Struktur oft eine informelle, nicht anerkannte und nicht rechenschaftspflichtige Führung kaschiert. Das war umso schädlicher, da ihre Existenz bestritten wurde. Freeman schlug vor, die bestehenden Machtverhältnisse der Gruppe zu formalisieren und sie einer demokratischen Kontrolle zu unterstellen. Für sie ging daraus hervor, dass Informalität eine Abwesenheit von demokratischen Strukturen birgt. So könne es einigen Wenigen oder auch nur einer Person möglich sein, bei Entscheidungsprozessen die Beteiligung Anderer zu umgehen und nur die eigenen Interessen durchzusetzen, jedoch ohne die Verantwortung dafür selbst tragen zu müssen (vgl. Freeman 1972: 163f.).

Das Innenleben der Fachschaft kennzeichnet sich durch einen dauernden Wechsel einiger Studierender, deren Engagement meist mit der Aufnahme des Studiums beginnt und im weiteren Verlauf abnimmt. Dabei wird nicht nur ein Nachwuchsproblem bemerkbar, das sich in der Arbeit der Fachschaft kenntlich macht, sondern auch die deutliche Anwesenheit von Kontingenz. Denn durch die Anwesenheit von neuen Studierenden kommt es regelmäßig zu neuen Ansätzen und Vorgehensweisen in der Fachschaft. Obwohl offiziell alle für den Studiengang Eingeschriebenen Mitglieder der Fachschaft sind, gestalten nur die mit, die sich auch die Zeit nehmen, zu den wöchentlichen Sitzungen der Fachschaft zu erscheinen. Die Fachschaft vertritt alle Studierenden der Fakultät und setzt sich für diese ein, wobei Transparenz einen hohen Stellenwert bekommt, den die Fachschaft nach außen leisten muss. Dafür braucht es auch Verantwortlichkeiten, die hier formal nicht zurechenbar sind.

Wie in den von Freeman geschilderten Erfahrungen lässt sich auch für die Fachschaft festhalten, dass sie unabhängig vom Grad der Formalität offensichtlich über eine Struktur verfügt, die wie andere Bereiche der Gesellschaft von Kontingenz geprägt ist, was sich besonders am wiederholten Personalwechsel der Studierenden zeigt. Diese stetige Kontingenz legitimiert daher auch hier zur Infragestellung der bestehenden Strukturen (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 82f.) und erlaubt Platz für eine Veränderung der studentischen Selbstverwaltung. Schließlich erlaubt es Kontingenz, Gesellschaftsordnung politisch zu gestalten (vgl. Flügel-Martinsen 2020: 60). So wäre es möglich, dass sich Nachwuchs besser in der Fachschaft einfin-

den und mit einbringen könnte und auch Meinungsverschiedenheiten auf einem transparenten Weg der gemeinsamen Kommunikation miteinander ausgetragen werden könnten. Für die Motivation an der engagierten Arbeit in der Fachschaft wäre eine gute Kommunikation wichtig.

In der Fachschaft lässt sich aus den genannten Gründen ein Demokratiedefizit feststellen. Aus der Perspektive der radikalen Demokratietheorien ist es undemokratisch, dass die Zugangs- und Einflusschancen auf die Mitbestimmung in der Fachschaft ungleich für die Entscheidungsbetroffenen verteilt sind (vgl. Sack 2019: 671f.). Aus Sicht der Theorie wäre es daher demokratischer, wenn mehr Partizipation hergestellt werden würde (vgl. Sack 2019: 671f.). Mein Ziel, die Struktur der Fachschaft zu formalisieren, ist dabei für mein Vorhaben von Relevanz, da Formalität das Risiko der Abwesenheit von demokratischen Strukturen verringert (vgl. Freeman 1972: 163f.). In meinem Vorhaben wollte ich als ‚Stein des Anstoßes‘ die aktiven Studierenden ermutigen, sich eine Satzung zu geben und Verantwortlichkeiten transparent zu machen, indem ich in den Sitzungen der Fachschaft Veränderungsvorschläge miteinbringe.

Vorgehensweise

Von besonderer Bedeutung für mein Projekt ist die Fachschaftsarbeit und die Bewältigung von Meinungsdivergenzen dort. Infolgedessen habe ich zwei der wöchentlichen Sitzungen der Fachschaft besucht, um mir erst weitere Eindrücke zu verschaffen und dann im zweiten Beisammensein Vorschläge miteinzubringen, wie eine Reform der aktuellen Strukturen aussehen könnte. Das Ergebnis sollte sich in Offenheit gegenüber meinen Fragen und Vorschlägen äußern, aber auch in Skepsis gegenüber der Notwendigkeit von Veränderungen. Dennoch schien sich eine spürbare Unzufriedenheit mit den aktuellen Zuständen bemerkbar zu machen. Ich habe begonnen, mich vor einem Besuch der wöchentlichen Fachschaftssitzungen mit einzelnen Bekannten, die sich in der Fachschaft engagieren, in Verbindung zu setzen, um bei einer Sitzung nicht direkt die Beteiligten mit meinem Anliegen zu überrollen. Ich wollte transparent auftreten und habe deshalb auch im Vorhinein mitgeteilt, dass es sich bei meinem Vorhaben um ein Projekt eines Seminars handelt. Als kleine Entschädigung der zusätzlich notwendigen Zeit der Sitzungen bot ich an, bei der kommenden Ersti-Woche zu helfen. Das habe ich als notwendig angesehen, da es Unmut darüber gab, ob die Sitzungen den Anwesenden nicht zu lange dauern wür-

den und ich Motivation dafür schaffen wollte, sich mit meinem Anliegen zu beschäftigen.

In der ersten Sitzung, die ich begleitete, sollte festgestellt werden, wie Entscheidungsprozesse und Transparenz umgesetzt werden, aber auch, ob nicht schon in Teilen Verantwortlichkeiten deutlich zugeschrieben werden können und inwieweit Formalisierung bereits Platz in der Fachschaft zukommt. Ausgehend von diesen Eindrücken gab es für mich zur Umsetzung meines Projektes einiges zu berücksichtigen. Mein Ziel war es, wie gesagt, die Struktur der Fachschaft zu formalisieren. Dafür habe ich mir in der zweiten Sitzung vorgenommen, mit der Erkenntnis über die Unzufriedenheit in der Fachschaft den Anstoß zur Veränderung zu geben. Dafür habe ich verschiedene Vorschläge eingebracht, die von einem Vorstand, wie bei anderen Fachschaften, bis hin zu Arbeitskreisen reichten.

Theoretisch ist die Fachschaft jederzeit beschlussfähig, jedoch schien es mir ein Problem zu sein, dass bei der Sitzung, in der ich eine Veränderung ansprach, nur fünf Studierende anwesend waren. Diese Teilnehmendenzahl schien mir zu gering, um über Veränderungen zu entscheiden und sie im Anschluss zu rechtfertigen. Ich setzte meine Ausführungen dennoch fort, da ich Gefahr lief, unter Zeitdruck zu geraten. Die Anwesenden wollten die Sitzung nicht länger als für sie notwendig gestalten und zügig mit allen Punkten durch sein. Eine Transparenz für alle Studierenden war durch ein regelmäßig verschicktes Protokoll gesichert und eine Formalisierung für die einzelnen Sitzungen schien es auch bereits zu geben.

In jeder Sitzung gibt es Tagesordnungspunkte und eine freiwillige Redeleitung, die darlegen, dass es einen Sinn für eine geordnete Kommunikation gibt und sich nicht nur die Lautstärksten durchsetzen. Die Schwierigkeit daran, die ich ansprechen wollte, liegt bei der Wahl der Redeleitung, da diese nicht gemeinsam entschieden wird, sondern in dem Fall nach dem Prinzip der dominantesten Person, die sich selbst als Redeleitung festlegt. Das schien bei der geringen Zahl der Anwesenden keine Schwierigkeit zu sein. Meine Vorschläge sollten sich jedoch auf Sitzungen mit mehr als nur vier Teilnehmenden beziehen. Kam es zu Tagesordnungspunkten, bei denen Entscheidungen getroffen werden sollten, dann wurden diese durch Mehrheitsabstimmungen der anwesenden Studierenden entschieden.

Von den Impulsen und Veränderungsvorschlägen, die ich einbrachte, wurden die, die für die Beteiligten am grundlegendsten wirkten, diskutiert. Die Anwesenden einigten sich darauf, dass es mehr Verantwortlichkeiten geben sollte und Aufgaben klar zugeschrieben sein müssten. Allerdings waren damit auch Ängste verbunden. Aufgrund der Vorstellung, eine feste

Verantwortung für einen Aufgabenbereich zu erhalten, wurde Stress im Studium befürchtet. Es äußerte sich nur eine Person positiv zu einer verbindlichen Festschreibung der Strukturen der Fachschaft, wie beispielsweise in Form von Arbeitskreisen.

Ein Überdenken der bisher gelebten Strukturen der Fachschaft anzuregen, stellte sich als größere Herausforderung dar, als ich im Vorhinein angenommen hatte. Ebenfalls schien es etwas herausfordernd, meine Impulse nicht als Kritik an den engagierten Personen auffassen zu lassen, sondern nur an der Art der Organisiertheit der Fachschaft. Ich hatte nach meinem ersten Treffen die Unsicherheit, dass sich die Anwesenden gegenüber meinen Vorschlägen versperren könnten und außer Ablehnung kein Raum gelassen wird, um über die Strukturen der Fachschaft zu sprechen, damit die Sitzung nicht überzogen werden würde. Tatsächlich waren die Teilnehmenden zwar bereit, auf meine Fragen und Vorschläge auch im Einzelnen einzugehen, sahen aber aufgrund der aktuell geringen Zahl der regelmäßigen Aktiven und an den Sitzungen Teilnehmenden keine Notwendigkeit bis auf Weiteres Veränderungen in der Fachschaft vorzunehmen.

Schlussfolgerung

Schlussendlich habe ich beobachten können, dass mein Input und das Infragestellen der aktuellen Verhältnisse für die Fachschaft Anstoß zur Veränderung in naher Zukunft geben könnte. Rückblickend ist mir mein Projekt jedoch nur mäßig gelungen, da in den Sitzungen über keine Änderungen der bisherigen Verhältnisse entschieden wurde. Ich hatte zunächst die Sorge, dass ich während der Sitzungen nicht genug Zeit erhalten würde, mein Projekt mit den Anwesenden durchzuführen. Es gab nur den freundlichen Hinweis, dass die Anwesenden die Sitzung ungern überziehen wollten. Möglicherweise handelte es sich dabei um einen undemokratischen Moment im radikaldemokratischen Sinne, da ich mich unter Knappheit der zeitlichen Ressourcen nur eingeschränkt in meinen Ausführungen bewegen konnte und mir als zumindest formales Mitglied nicht der Raum gelassen wurde, meine Ausführungen in Ruhe darzulegen. Mir gelang es zwar, eine Reflexion der eigenen Strukturen und Gedanken über eine demokratischere Gestaltung dieser anzuregen, aber leider kam es nicht zu einer handfesten Veränderung, die ein demokratischeres Verhalten dokumentieren würde. Zumindest habe ich erreicht, einen Diskurs über Aufgabenkoordination anzustoßen. Eine eventuelle Reform der Strukturen könnte theoretisch

noch jederzeit umgesetzt werden, sodass sich die Fachschaft dann doch noch in einem demokratischeren Sinne institutionalisiert. Möglicherweise müssen dabei kleine Schritte gegangen werden.

Das Blockseminar verhalf mir zu vielen neuen Eindrücken, die ich für mein Demokratieverständnis gewinnen konnte. Ich bin noch bis vor dem Seminar davon ausgegangen, dass Demokratie die politische Teilhabe beschreibt und nur den Anspruch habe, inklusiv zu sein. Die radikalen Demokratietheorien konnten mir jedoch aufzeigen, dass ein demokratischer Umgang miteinander auch abhängig von den Regeln oder der Verfassung ist, die sich die Beteiligten gemeinsam geben. Sie haben mich darauf hingewiesen, dass Demokratie nicht nur von einem politischen Wettbewerb gegeneinander, sondern auch von einem kooperativen Miteinander bestimmt ist. Dieses ist in einem friedlichen Zusammenleben unumgänglich. Es gehört eben auch dazu, andere Meinungen wahrzunehmen und, in Anlehnung an Hannah Arendt, im besten Fall zu einem gemeinsamen Kompromiss zu kommen (vgl. Arendt 1993: 9f.).

Die Übung mit den Stühlen hat das sehr gut veranschaulicht, wenn es auch ein Beispiel für ein Szenario ist, in dem ein Kompromiss leicht möglich war. Selbst wenn ein Kompromiss nicht immer sofort erkannt wird, sollte dennoch stets ein Kompromiss das Ziel sein, da Konflikte auch fortwährend unser politisches Zusammenleben begleiten. Das fällt in Kontroversen, wie in Bezug auf die Corona-Pandemie oder den Klimawandel, besonders auf.

Umso mehr sollte sich um den Erhalt von demokratischen Werten bemüht werden. Das Gewicht der ersten Übung wurde mir erst später deutlich, als ich erkannte, welchen fundamentalen Wert es hat, sich eine sichere Verfassung zu geben, auf die gemeinsam aufgebaut werden kann. Ich musste an die Weimarer Republik denken und wie sehr das ganze demokratische System von der Verfassung abhängig ist. Dabei fiel mir auch der nicht wegzudenkende Grad der Formalisierung auf, den demokratische Institutionen innehaben. Es lässt sich daraus vermuten, dass es für eine stabile Demokratie, ob in einem Land oder in einer kleinen Organisation, einen entsprechenden Grad an Formalisierung und auch Aufwand sowie Zeit braucht, um den demokratischen Prozess zu organisieren und zu leben. Mir tut sich dabei in Richtung radikaler Demokratietheorien direkt die Frage auf, was Bedingungen für die Stabilität von Demokratie sind und wie sich dabei das Verhältnis von Institutionen und Demokratie formt.

Eine radikaldemokratische Vorgehensweise zeichnet sich für mich durch einen deutlich höheren Aufwand an Energie und Zeit aus, die investiert

werden müssen. Dieser Umstand betont für mich die Notwendigkeit einer offenen Kommunikation. Er verlangt, transparent mit den eigenen Strukturen umzugehen. Für eine große Mitgliederversammlung beispielsweise bedeutet das eine formale Organisation, die diese Strukturen möglich macht. Das Gefühl der Überwindung zur Anstrengung, so eine Mitgliederversammlung bei der Fachschaftssitzung zu organisieren, erinnert an die erste Übung im Seminar, als wir uns selbst eine Verfassung gaben. Auch dafür musste zeitlicher Aufwand betrieben werden.

Ich habe für die Fachschaften konkret verstanden, dass es vermutlich mehr Zeit für jede Sitzung in Anspruch nimmt, um einen demokratischen Umgang miteinander zu haben, in dem verschiedene Stimmen gehört werden. Allgemein konnte ich daraus mitnehmen, dass die Schaffung von klaren Regeln und Formalisierungen auch in einem radikaldemokratischen Sinn funktional sein kann. Anhand meines Projekts musste ich feststellen, dass die Verwirklichung in der realen Praxis, in der sich ständig mit einem Mehraufwand bemüht werden muss, die demokratischen Vorsätze umzusetzen, schwerer und weniger selbstverständlich erscheint. Das wirft die Frage auf, wie die radikaldemokratischen Theorien mit begrenzten Ressourcen wie Zeit umgehen.

Mit Blick auf die Fachschaft tat sich mir außerdem die Frage auf, inwieweit die radikalen Demokratietheorien Konflikte berücksichtigen, in denen weniger thematische Meinungsverschiedenheiten behandelt werden, sondern in denen es um Machtpositionen und Prestige geht.

Literatur

- Arendt, Hannah 1993: *Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass*, herausgegeben von Ursula Ludz. München.
- Flügel-Martinsen, Oliver 2020: *Radikale Demokratietheorien zur Einführung*. Hamburg.
- Freeman, Jo 1972: The Tyranny of Structurelessness. *Berkeley Journal of Sociology* 17, 151–164.
- Sack, Detlef 2019: Partizipation. In: Comtesse, Dagmar et al. (Hg.), *Radikale Demokratietheorie. Ein Handbuch*. Berlin, 671–680.